

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
ganzzährig 192.—

Rückzahlung von Manuskripten erfolgt nur bei Einstellung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich (16 Bl.).

50.000 Jugendliche kommen!

Wien, 11. Juli. (Eigenbericht.) Heute sind den ganzen Tag über Festgäste zu dem Jugendtreffen angekommen, und zwar weit mehr als angenommen waren. Man rechnet damit, daß etwa 50.000 jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen zu dem Treffen kommen werden, davon 15.000 aus Deutschland, 9000 aus dem übrigen Ausland, 6000 aus der österreichischen Provinz; dazu die sozialistische Arbeiterjugend, Gewerkschaften und Sportler mit insgesamt 20.000 Teilnehmern.

Morgen um 10 Uhr vormittags wird das Jugendtreffen mit einer großen Feier auf dem Feldenplatz, die mit einem Fanfarenchor eingeleitet wird, eröffnet werden.

Unentwegt auf der Lebentisten-Jagd.

Budapest, 11. Juli. Wie aus Miskolcz gemeldet wird, wurde ein Mietautounternehmer namens Andreas Debreczeni junior, der sich auf tschechoslowakisches Gebiet verirrt hatte, am 4. Juli von dem Wachkommandanten der tschechoslowakischen Gendarmerie in Keszthely verhaftet, unter ausdrücklicher Betonung, daß seine Verhaftung als Repräsentation für die Verhaftung Pechas erfolgt sei.

Kaschau, 11. Juli. Der Wachmeister in Keszthely verhaftete den Mietautounternehmer Andreas Debreczeni, der in Begleitung des Chauffeurs und eines Mädchens die tschechoslowakische Grenze ohne jedwede Ausweisdokumente überschritten hatte. Das einzige Dokument, mit welchem er sich legitimierte, war die Legitimation eines Übungsleiters der „Lebentisten“. Er wurde wegen unbefugten Grenzüberschreitens ohne Ausweis verhaftet und dem Kreisgerichte in Kaschau vorgeführt, wo er sich in ordentlicher Unterjuchungshaft befindet. Ausdrücklich und mit aller Entschiedenheit wird aber die Nachricht dementiert, als ob die Verhaftung Debreczenis in irgend einem Zusammenhang mit der Verhaftung Pechas stehen, oder sogar eine Repräsentation für diese Verhaftung darstellen würde.

Bersärfung des russisch-chinesischen Konfliktes.

Peking, 11. Juli. Die Konferenz der chinesischen Führer hat sich mit dramatischer Schnelligkeit aufgelöst, nachdem aus der Mandchurie Berichte eingegangen sind, daß die chinesische Telegraphenverwaltung von den Behörden in Chardin mit Beschlag belegt worden ist, was eine weitere Verschärfung der chinesisch-russischen Spannung bedeutet. Tschanghüliang hat einen Sonderzug bestellt, um sich schleunigst nach Mukden zurückzubewegen. In Nordchina wird die Reise Tschanghüliangs mit Unruhe verfolgt, da man an das Schicksal seines Vaters Tschanghüliang denkt, der im Jahre 1928 in seinem Sonderzug auf der Reise nach der Mandchurie durch eine Bombenexplosion getötet wurde. Die Auflösung der Konferenz hat die Festsetzung einer gemeinsamen Rußland gegenüber zu befolgenden Politik verhindert.

Chardin, 11. Juli. Die chinesischen und mandchurischen Behörden haben gestern, den 10. Juli die Telephon- und Telegraphenverwaltung der chinesischen Ostbahn besetzt, da sie angeblich der bolschewistischen Propaganda diene. Die chinesische Polizei hat die Räumlichkeiten der Allgemeinen Gewerkschaftsorganisation und zwei sowjetrussische kaufmännische Büros in den Gebäuden der Bahn geschlossen. 60 Sowjetbeamte und Angehörige der Eisenbahn wurden verhaftet und nach Rußland ausgewiesen.

Trotzli in England abgelehnt?

London, 11. Juli. Die Blätter berichten, daß das englische Kabinett den Beschluß gefaßt habe, das Gesuch Trotzki nach Aufenthaltsbewilligung in England abschlägig zu bescheiden.

Annahme der englischen Thronrede.

London, 11. Juli. (Reuter.) Das Unterhaus hat durch einfache Abstimmung die Antwortadresse auf die Thronrede angenommen. Vorher lehnte das Haus mit 374 gegen 51 Stimmen den von den schottischen Liberalen vorgelegten Zusatzantrag betreffend die Selbstverwaltung für Schottland ab.

Völlig unzureichende Hilfsmaßnahmen der Regierung.

Ein Exposee Erdinkos. — Die Regierung will im Höchstfall 10 Millionen über die vorhandenen Mittel bewilligen.

Prag, 11. Juli. Mitten in den Parlamentsferien wurde der landwirtschaftliche, bzw. im Senat der volkswirtschaftliche Ausschuss einberufen, um zu den letzten Unwetterkatastrophen, die eine schleunige und ausreichende Hilfsaktion dringend nötig machen, Stellung zu nehmen. Eingeleitet wurde die Sitzung in beiden Ausschüssen durch ein

Exposé des Landwirtschaftsministers Dr. Erdinko, der sich in ausführlicher Weise zunächst mit den verheerenden Folgen der Katastrophe befaßte. Der Gesamtschaden läßt sich momentan noch gar nicht abschätzen. Orkane, Hagelschlag und riesige Niederschläge wirkten zusammen, um in den betroffenen Bezirken Getreide, Futtermittel und Hackfrüchte zu vernichten. Auch an den Wäldern wurde durch Windbruch riesiger Schaden angerichtet. In Böhmen wurden hauptsächlich zwei Gebiete betroffen: Nord- und Ostböhmen mit einem Teile Mittelböhmens, dann West- und Südböhmen.

Seitens des Innenministeriums wurden zur ersten Hilfe für am ärgsten Betroffenen in Böhmen 500.000 und in Mähren 100.000 Kronen angewiesen. An Fonds zur Hilfeleistung stehen in erster Linie die bei den Landeslandwirten errichteten

Hilfsfonds

zur Verfügung, die durch einen Staatsbeitrag von acht Millionen jährlich und durch einen Prozentigen Zuschlag zur Grundsteuer gespeist werden. Diese Fonds betragen einschließlich der Ueberreste aus dem Vorjahre in Böhmen etwa 8,8 Millionen, in Mähren 4,9 und in Schlesien 0,4 Millionen Kronen; in der Slowakei stehen etwa 4 Millionen, in Karpatenrußland 450.000 Kronen zur Verfügung. Diese Fonds dienen zur Unterstützung von Landwirten, einschließ-

lich der Waldbesitzer; die Unterstützungen können in Naturalien oder in Geld gewährt werden; auch Darlehen sind nicht ausgeschlossen. Ferner ist im Budget ein Betrag von einer Million zur Unterstützung von Landwirten bei Elementarkatastrophen eingestellt.

Der Minister gab dann eine Uebersicht über die erreichbaren Steuererleichterungen und gab schließlich selbst zu, daß all die angeführten Beträge und Fonds unzureichend seien; die Regierung beabsichtigt daher die oben angeführten Staatsbeiträge auf zehn Millionen unter Vorbehalt der nachträglichen verfassungsmäßigen Zustimmung zu erhöhen. Aus diesen Geldern sollen die nötigsten Reparaturen an Gebäuden, die Beschaffung von Saatgut zur Bebauung der vernichteten Flächen mit Futtermitteln und von Saatgut für die Herbstsaat subventioniert werden.

Eine zweite Hilfsaktion soll in der Beschaffung von in zehn bis fünfzehn Jahren amortisierbaren

Anleihen bei Geldinstituten

bestehen, für die der Staat drei Prozent Zinsen übernehmen will; eine diesbezügliche Gesetzesvorlage wird der Nationalversammlung vorgelegt werden. Die genaue Schadensverteilung in jedem einzelnen Falle, die die Grundlage für jegliche Hilfe sein wird, wird allerdings noch geraume Zeit in Anspruch nehmen.

Die Agrarier ließen natürlich diese Gelegenheit nicht vorbegehen, ohne durch Erdinko den in den Ausschüssen stehenden Entwurf über die Jagel- und Viehversicherung zu urgieren. Für das Eisenbahnministerium verspricht er Frachtermäßigungen für Baumaterial, für das Finanzministerium wohlwollende Behandlung hinsichtlich Erleichterungen bei der Steuererhebung.

Unsere Fraktion verlangt 50 Millionen zur sofortigen Hilfeleistung.

Unsere Fraktion hatte hiezu in beiden Ausschüssen folgenden Antrag eingebracht:

Die Regierung wird aufgefordert, unverweilt einen Gesuchentwurf vorzulegen, durch welchen folgende Maßnahmen getroffen werden:

1. Es ist ein Kredit bis zur Höhe von Kronen 50.000.000 zur Gutmachung aller Schäden persönlicher und sachlicher Art, gleichgültig, ob sie öffentliche Korporationen oder Privatpersonen, Landwirte oder Nichtlandwirte betroffen haben, bereit zu stellen.
2. Dieser Betrag ist den Bezirken im Verhältnis zu den entstandenen Schäden zur Verfügung zu stellen.
3. Die Bezirksvertretungen haben die Schäden zu erheben und die Entschädigungen nach Maßgabe des Schadens, unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse und allfälligen Versicherungsansprüche der Betroffenen zu verteilen.
4. In Notstandsfällen kann die Bezirksvertretung noch vor endgültiger Feststellung des Schadens Vorschüsse bis zur Höhe von 50 Prozent der voraussichtlichen Schadenssumme gewähren.
5. Die Ausschüsse ist in der Regel in barem Gelde zu gewähren. Die Bezirksvertretung entscheidet, ob die Ausschüsse als Subvention oder als Darlehen zu gewähren ist.
6. Wo es nach der Sachlage aus besonderen Gründen notwendig ist, naturale Ausschüsse

(Lebensmittel, Futtermittel, Saatgut, Baumaterialien) zu gewähren.

6. Den Betroffenen sind in weitgehendem Maße Steuerbefreiungen und Abschreibungen zu gewähren.

7. Die Mittel des Straßensfonds sind ohne Rücksicht auf das erstellte Programm und ohne Beschränkung auf Staatsstrassen vor allem zur Rekonstruktion der durch das Unwetter beschädigten Kommunikationen zu verwenden.

8. Für die Beförderung der im Punkt 3 genannten Gegenstände sind ausgiebige Tarifermäßigungen zu gewähren.

9. Das Ernährungsministerium ist verpflichtet, unverweilt entgeltliche Maßnahmen gegen den Wucher mit den zur Schadengutmachung benötigten Bedarfsartikeln zu treffen.

Zu diesem Zweck ist die Vollzugsgewalt dieser Behörde entsprechend auszugestalten.

10. Zum Zweck der Bedeckung des Auswandes haben die Mandäver in diesem Jahre zu unterbleiben und ist der im Kapitel 5, Titel 2, § 30 des Staatsoberhaushaltsgesetzes 1929 vorgesehene Betrag von 49.742.800 Ks für die im vorstehenden Antrage genannten Zwecke stängig zu machen.

11. Aus dem Ertrage der Lebensmittelzölle ist ein Notstandsfonds zu schaffen, aus welchem Schäden, zu deren Bedeckung die bereitgestellten 50.000.000 Ks nicht ausreichen, gutgemacht werden sollen.

Ausschukdebatte.

Im Abgeordnetenhaus hatte man gleich 106 Anträge, die sich alle auf Hilfeleistung bei Elementarschäden beziehen und teilweise bis in die Jahre 1927 zurückgehen, auf die Tagesordnung gestellt. Die im Druck vorliegenden Anträge bedecken in langer Linie alle Beratungskategorien. Im wesentlichen ging es jedoch nur um die ungeheuerliche Katastrophe vom letzten Donnerstag.

Unsere Genossen beantragten zu Beginn der Sitzung, daß außer dem anwesenden Minister Erdinko auch noch die Minister für öffentliche Arbeiten, Finanzen, Eisenbahnen, der Innenminister und der Präsident des Staatsbodenamtes zur Teilnahme an der Sitzung aufgefordert werden sollen. Ferner stellten sie den Antrag, das Präsidium des Abgeordnetenhauses aufzufordern,

unverweilt das Plenum einzuberufen. Genosse Schweidhart begründete den ersten Antrag, der jedoch bezeichnenderweise abgelehnt wurde; der zweite Antrag wurde dem Präsidium des Abgeordnetenhauses überwiesen.

Nach dem oben erwähnten Exposee des Landwirtschaftsministers setzte eine rege Debatte ein.

Genosse Schweidhart

hob hervor, daß es uns darum zu tun ist, den vielen Jehntausenden, die von der Katastrophe betroffen wurden,

möglichst rasche und umfassende Hilfe

in einwandfreier Form unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse der einzelnen zu gewähren. Wenn die „Deutsche Landpost“ von der notwendigen Solidarität aller Parteien, Landbewohner und (Fortsetzung auf Seite 2.)

Drohungen verfangen nicht!

Nationalistischer Haß und Unverständnis haben in diesen Tagen des zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauchten tschechischen Vorfalles von Sidas Rembit in der tschechisch-dauvinistischen Presse Orgien gefeiert. Je mehr man erkannte, daß das vermeintlich verletzte Prestige unserer von frankhafter Eitelkeit erfüllte Diplomatie in eine Sadgasse gelockt hat, um so wüster und lächerlicher wurde das Loben der entfesselten patriotischen Presse. Bedauerlich ist, daß sich unseres Wissens kein einziges Blatt fand, welches den Mut und die Einsicht gehabt hätte, gegen diesen sinn- und zwecklosen Nummel, der den Endsteg des Segners nur um so triumphaler gestalten muß, aufzutreten, oder auch nur keine warnende Stimme zu erheben. Inwiefern das wüste Loben der Prager „Voulevard“-Presse — auf welchem Niveau wenigstens die Abendblätter fast aller Prager tschechischer Zeitungen zu stehen den Ehrgeiz haben — auf die Bevölkerung Einfluß gewinnen konnte, das entzieht sich unserer Betrachtung, jedenfalls hat diese Presse bewiesen, daß sie sich bemüht hat, alle Instinkte und Leidenschaften ebenso aufzupeitschen, wie dies in der Zeit unmittelbar vor Kriegsbeginn von der schwarzgelben Presse betrieben wurde. Der agrarische abendliche „Večer“ versüßte sich sogar bis dazu, weisungsmäßig auf seiner Stirnseite einen Panzerzug im Bilde zu bringen und darüber die Worte zu legen: „Davor jich die Mandjaren gefürchtet haben.“ Wohl in der Hoffnung, daß man dies in Budapest richtig verstehen werde.

Mit ihren papierernen Drohungen hat die — ob wirklich oder nur künstlich, das bleibt ununtersucht — bis zum Delirium erhitze Presse bei den Horchhyten keinerlei Eindruck gemacht und so ist eines der dem Herrn Außenminister nachstehenden Organe auf den Einfall gekommen, es mit Drohungen im Inland zu versuchen, — vielleicht wäre da leichter ein Erfolg zu erzielen. Es wird also uns, das heißt unserem Blatte, der deutschen sozialdemokratischen Partei und den Deutschen im allgemeinen gedroht. Wer diese Drohungen erhebt, das ist das „Narodni Osobozeni“, das Organ der tschechischen Legionäre, das einst bessere Tage gesehen und sich durch eine gewisse Mäßigkeit hervorragen hat. Nachdem es ein deutschsprachliches Prager Blatt abgekommen hat, weil es die Kühnheit hatte, zu schreiben, der Fall von Sidas Rembit sei „ein aufgebauchter Konflikt“, wird der „Sozialdemokrat“ angereizt, weil er gesagt haben soll, die von tschechischer Seite entfachte Kampagne sei ein „gefährliches Spiel mit dem Kriegsfeuer“. Angenehm diesem Verbrechen bricht das famose „Narodni Osobozeni“ über die deutsche Sozialdemokratie wie folgt den Stab:

„Wie sich der „Sozialdemokrat“ verhält, das ist einfach peinlich. Mit Ausnahme der kommunistischen Blätter wird man in keinem anderen Blatte so viel an Protesten gegen die „Reaktion“ finden, als in dem Organ der deutschen Sozialdemokratie. Und dennoch wird dieses Blatt und die Partei, für welche es spricht, jeden Augenblick, sei es auch ungewollt, Verbündete der Reaktion: sie helfen dieser dadurch, daß sie sich in einer positiven Politik nicht aufraffen können, welche eine Zusammenarbeit mit den tschechoslowakischen Sozialisten ermöglichen würde. Ihr agitatorisch veralteter Protestations-Opportunistismus ist überdies noch verstärkt durch chauvinistische Befangenheit gegen die Republik, wodurch sie bereits nicht nur einmal zur Hilfe für die magyarische Reaktion sich verleiten ließen. Die Politik der deutschen Sozialdemokraten, wenn man überhaupt ihren aufgeregten Rebellismus so benennen kann, ist öfters nicht nur von der Politik der bürgerlichen Neo-Mitwiszen, sondern auch von jener der allerwütendsten deutschen Chauvins nicht zu unterscheiden.“

Das alles, weil wir aus der Verhaftung eines der Spionage beschuldigten tschechischen Bahnangestellten nicht dieselben Konsequenzen wie die tschechnationale Sekzresse gezogen und der Meinung Ausdruck gegeben haben, daß

Die Behandlung dieses Falles durch die tschechische Diplomatie und die dieses Vorgehen begleitende Panischarienmusik der patriotischen Journaille, nicht dazu geeignet ist, um die ohnehin wenig erfreulichen Beziehungen der beiden in Frage kommenden Länder zu verbessern. Wenn das „Národní Osvoženi“ darin eine chauvinistische Voreingenommenheit gegen die Republik sehen will, daß wir nicht zu den Bewunderern der tschechoslowakischen Außen- und Innenpolitik gehören, so wollen wir es daran nicht hindern, auch nicht daran, uns abernacheinander der Hilfe für Ost-Ungarn zu bezichtigen, wir müssen nur ablehnen, von irgend einer der tschechischen Parteien Befehle über wahre demokratische Gesinnung und deren Betätigung entgegenzunehmen, von Parteien, die bisher nicht im geringsten anders als vereint und noch heute alle deutschbürgerlichen Parteien, den Beweis für das Verständnis der Demokratie schuldig geblieben sind. Wir sind abgehärtet genug, um den Vorwurf, größere Chauvinisten als die wütendsten deutschbürgerlichen Chauvins zu sein, mit jener stillschweigenden Berachtung aufzunehmen, die man dem Unbelehrbaren schuldet, doch was wir tiefer hängen müssen, das sind die Drohungen an die Deutschen, zu denen sich das aus dem Häuschen geratene Regionalorgan verstreut und die zu verwirklichen es in Aussicht stellt, wenn wir uns nicht ändern sollten. Wenn das „Národní Osvoženi“ meint, unsere Politik schade in erster Linie den Deutschen selbst, so müßte es zugeben, daß dies zu beurteilen die deutsche Bevölkerung allein berechtigt ist. Wir würden es auch für eine Annahme halten, wollten wir den Regionalen beispielsweise Vorhalte machen, welches Verhalten ihnen am nützlichsten wäre, obwohl da, wenigstens bezüglich ihrer Presse, manches zu sagen wäre.

Was droht nun das Blatt? Nachdem es versichert, daß es die Zusammenarbeit mit den Deutschen „aufrichtig wünsche“, erklärt es, die Tschechen waren nicht und werden nicht sehr, sehr lange in einer Situation sein, in der sie auf diese Zusammenarbeit angewiesen sind. Dann:

„Den Deutschen wurde nach der unüberlegten Erklärung der deutschen Minister über die Minderheitsfrage eine derbe Sektion zuteil und sie konnten beobachten, wie sich sozialagente automatisch gegen sie das ganze tschechoslowakische politische Lager in einer Front zusammenschloß. Sie können froh sein, daß aus diesem Gewölk kein Gewitter niederging; aber sie konnten auch aus diesem kurzen Aufblitzen ihre Lehre ziehen. Daß sie sehr zu Schaden kämen, wenn es notwendig werden sollte, sich eine Zeit lang ohne sie zu behelfen, wissen sie selber gut. Der Republik ist das Zusammenwirken mit der deutschen Minorität zuträglich, doch ist sie nicht unter allen Umständen bedingungslos notwendig. Ein beträchtlicher Teil der deutschen Öffentlichkeit ist sich, wie dies auch im Falle Hidas Remóti zu sehen war, dieser Selbstverständlichkeit nicht ausreichend bewußt.“

Darnach wäre es also bald geschehen, daß wir mit unserem Verhalten in der Hidas Remóti-Affäre die Herren Spina und Mahr-Harting um ihre Ministerportefeuille gebracht hätten! Offenbar haben wir es nur der ungemessenen Langmut derer um das „Národní Osvoženi“ zu danken, daß dieses Unglück von uns und von der gesamten deutschen Bevölkerung abgewendet wurde, aber hoffentlich werden wir auch aus dem „kurzen Aufblitzen“ (nämlich in dem Artikel des „Národní Osvoženi“) schon unsere Lehre ziehen.

Ernst möchten wir den Herren im „Národní Osvoženi“ und allen, die zuhören wollen, auf diese Drohungen sagen: Das Blatt tut, obwohl es selber konstatiert, die Zusammenarbeit mit der deutschen Minorität sei der Republik zuträglich — was wir jedenfalls eher glauben, als nach der Rolle der zwei deutschen Minister innerhalb der Regierung das Gegenteil — als ob die Tschechen bei dieser Zusammenarbeit der allein gebende Teil wären, die Deutschen dagegen die undankbaren Gnadenempfänger. So liegt, ihr Herren, denn doch die Sache nicht. Wir wissen nicht, ob das Legionärblatt berechtigt wurde, im Namen aller Parteien des „tschechischen Lagers“ die Möglichkeit einer neuen nationalen Einheitsfront mit den entsprechenden Schäden für das deutsche Volk anzukündigen, jedenfalls darf es versichert sein, daß uns keinerlei Drohungen erschrecken können, am wenigsten die, daß man uns — welche Drohung sich ja hinter den Säben des „Národní Osvoženi“ verbirgt, — außer Kombination lassen wird, wenn wir nicht in seinem Sinne uns ändern wollten. Wenn sich jemand ändern muß, wenn die Zusammenarbeit zwischen den Nationen des Staates eine dauernde sein soll, so sind es jene, die uns mit Lehren und guten Ratschlägen traktieren, aber selber bisher herzlich wenig getan haben, um diese Zusammenarbeit zwischen Mehrheit und Minderheit zu einer für beide Teile verlockenden zu machen.

Völlig unzureichende Hilfsmaßnahmen der Regierung.

(Fortsetzung von Seite 1.)

Städter schrieb, sollte das nicht nur in dem Falle gelten, sondern auch dann, wenn Arbeiter durch Unfälle irgendwelcher Art (z. B. Feuersbrände) wirtschaftlich schwer betroffen werden. Wenn durch die Rationalisierung oder durch Wirtschaftskrisen tausende Arbeiter in größte Not geraten, hört man aber nichts von Solidarität der bürgerlichen Parteien. Wohl aber ist wahr, daß man die soziale Gesetzgebung von dieser Seite nicht nur hemmt, sondern sogar verschlechtert. Erst jetzt wieder sprach Abg. Windisch von den großen sozialen Lasten, welche die Landwirtschaft brücken. Wir sind gerechter und wollen gern jedem Notleidenden Hilfe andeuten lassen. Das muß ohne politische Hintergedanken und spekulative Absichten erfolgen. Wichtig ist,

daß die jetzigen gesetzlichen Maßnahmen nicht genügen. Das ist aber nicht unsere Schuld.

Denn unsere Verbesserungsanträge wurden seitens der Regierungsparteien leider regelmäßig abgelehnt. Auch sind wir keine Feinde der staatlichen Versicherung bei Wahrung der demokratischen Verwaltungsrechte der Mitglieder.

Unser Redner besprach dann eingehend unsere durchaus seriösen Vorschläge und bedauerte, daß bei Annahme derselben in sachlicher Beziehung im Augenblick das Beste geschaffen wäre und die finanzielle Frage ziemlich leicht gelöst würde. Er besprach ferner die bösen Folgen der Finanz- und Verwaltungsreform, welche den Gemeinden und Bezirken die Einleitung von Notstandsarbeiten geradezu unmöglich machen. Das Exposé des Ministers sei nicht befriedigend.

Von Seiten der tschechischen Sozialdemokraten sprach zuerst Genosse Roubelka, der den Agrarier wegen ihrer Politik hart zusprach. Für die Kommunisten vertrat Abg. Mikulíček eine Anzahl „entsprechender“ Anträge in recht ausgeglichener Rede. Abg. Šodina (S. d. L.) wundert sich ungeachtet Weise darüber, daß „lauter neue Freunde“ der Landwirtschaft zu hören waren und forderte diese zur Mitarbeit auf, um die Existenz der Landwirtschaft sicherzustellen, so z. B. durch den direkten Warenverkehr. Zur Behebung des jetzigen Notstandes seien hunderte Millionen notwendig. (Dabei beantragte die Mehrheit nur einen Betrag von 10 Millionen Kronen als Zuschuß für die vorhandenen unzureichenden Elementar-Katastrophenfonds!)

Genosse Leibl

wandte sich scharf gegen die höhnische Behandlung der Opposition durch Abgeordneten Šodina. Unsere Partei hat ihre freundliche Stellung zur Landwirtschaft durch eine Unmenge von Anträgen bewiesen. Dagegen haben die Agrarier die landwirtschaftlichen Arbeiter durch Ausschluß von der Unfallversicherung schwer geschädigt.

Die jetzige agrarische Politik der Zölle, Einfuhrsteine und extremen Wirtschaft hat die Landwirtschaft heruntergebracht.

Eingehend schilderte dann Gen. Leibl die Schrecken der letzten furchtbaren Katastrophen. Viele tausende Landwirte werden vielfach nicht ein Altkorn Getreide ernten. Die Wälder sind auf Jahrzehnte hinaus geschädigt. Durch Vernichtung der Heidebeeren sind viele arme Leute um ihr Einkommen gebracht. Die Böhmerwaldbevölkerung sei ratlos.

Das Landwirtschaftsministerium und der Landwirtschaftsrat sehe zu spät mit der praktischen Arbeit ein. Das niedergeschlagene Getreide sollte als Futter gemäht und dann Futterpflanzen gefäht werden. Statt dessen warte man auf die Schadensausnahmen.

Die in Aussicht gestellte Hilfe ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Der Bezirk Tachau brauchte 80 Waggons Getreide, weiter Saatgetreide und Mehl — wird er dies bekommen? Redner ist empört, wenn behauptet wird, es fehlen die Mittel, weil zur Sanierung agrarischer Genossenschaften sowie Banken, Kassensummen vorhanden sind. Gen. Leibl brandmarkt das Steigen der Preise für Getreide bei agrarischen Lagerhäusern. Notverkäufe an Vieh usw. sollen durch Zuführung von Hilfe verhindert werden. Die Erfahrungen bei Lieferung von Saatgetreide, anlässlich früherer Notstandsaktionen sind schrecklich, da dies zu teuer berechnet wurde. Die Bestellung von Streu aus den Wäldern sei dringend geboten. Die Umsatzsteuer soll für die Notleidenden aufgehoben werden, die projektierten Straßenausbauten mögen sofort durchgeführt werden.

Auf jeden Fall dürfe die Aktion nicht parteipolitisch ausgezäumt werden.

Die obligatorische Hagelversicherung sei rasch einzuführen. Die Agrarier sträubten sich dagegen, weil ihre Organisationen bis zu 12 Prozent der Beiträge als Subvention erhalten.

Ferner sprach der tschechische Genosse Ritz. Die Verhandlung wurde schließlich auf Freitag, den 12. Juli vormittags 9 Uhr vertagt.

Im volkswirtschaftlichen Ausschuss des E-

Milde Strafen gegen die Dokumenten-fälscher.

Berlin, 11. Juli. Im Deloffprozeß wurde heute nachmittags das Urteil gefällt. Deloff und Paulsonovski wurden wegen schwerer Urkundenfälschung in Tateinheit mit Betrug in einem Falle zu je vier Monaten Gefängnis verurteilt, im übrigen aber freigesprochen. Die Strafen wurden als durch die Untersuchungshandlung verbüßt erklärt und die Haftbefehle gegen beide sofort aufgehoben.

nates schloß sich an die Erklärung Erdinkos gleichfalls eine lebhaft ausgesprochene, in der u. a.

Genosse Jarolim

einleitend bemerkte, daß die jetzige Katastrophe weit schwerer sei, als die in Nordböhmen vom Jahre 1927. Es werde demgemäß auch notwendig sein, außer gewöhnliche Maßnahmen zu treffen. Was der Minister an Maßnahmen vorgeschlagen hat, reicht entschieden nicht aus. Besonders wichtig ist vor allem, daß

Schnelle Hilfe

geleistet wird. Bei der Erhebung der Schäden der Wetterkatastrophe vom Jahre 1927 ging das Erhebungsverfahren derart schleppend und langsam vor sich, daß viele Wochen vergingen, bevor die Geheiligsten überhaupt irgend eine Entschädigung erhielten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß damals auch die Wiederinstandsetzung der Straßen und Wege nur langsam von statten ging und nicht einmal heute noch alles fertig ist. Der durch die Katastrophe hervorgerufene Notstand kann nicht lediglich durch irgend welche Beschlüsse des Ausschusses behoben werden, sondern dazu bedarf es der Einberufung beider Häuser der Nationalversammlung. Im weiteren Verlauf seiner Rede begründete Genosse Jarolim dann unseren Antrag, der gleichlautend wie im Abgeordnetenhaus überreicht wurde.

Nach einem Schlusswort des Berichterstatters, der ausführte, daß 28 Millionen sofort zur Verfügung stünden, werden die Erklärungen Erdinkos von der Mehrheit zur Kenntnis genommen und alle oppositionellen Anträge abgelehnt, worauf die Sitzung geschlossen wird.

Ein Gedränge von Ministern — vor der Dsmička.

Vor dem Parlamentsausschuss nur Erdinko und Blafal.

Die löbliche Koalition konnte natürlich auch diese Beratung nicht ohne eine grobe Provokation des Parlamentes vorbegehen lassen. Während die Ausschussmehrheit unseren Antrag auf Hinzuziehung der Fachminister ablehnte, war vorher vor der Dsmička niemand weniger als Herr Udrzal höchstpersönlich samt dem Fürsorge-, Landwirtschafts- und Finanzminister, sowie den zuständigen Referenten aus dem Innern-, Handels- und Arbeitsministerium ausgetreten. Von dieser unverantwortlichen Nebenregierung wurden die Vorschläge gebilligt, die Erdinko dann den beiden Ausschüssen vortrug.

Herr Udrzal möge diesen Bericht in seiner Mappe „Hochachtung vor dem Parlament“ ablegen. Wenn er wie sein Vorgänger gelegentlich das Bedürfnis haben sollte, seine allerdevotesten Gefühle gegenüber der gewählten Volksvertretung dokumentarisch nachzuweisen, wird dieses neueste Stüdchen an Beweiskraft sicher alles Dagewesene übertrumpfen.

Die Huerta.

Roman von Blasco Ibañez.

Während der sechs Monate, die er im Gefängnis von Valencia saß, beschäftigte sich die ganze Huerta mit nichts anderem als dem alten Barret, und Sonntags pilgerten Männer und Frauen in die Stadt, um den armen „Befreier“ zu sehen, der jedesmal hohläugiger, verförter und zusammengeschliffener hinter dem Gitter hockte.

Die Verhandlung fand statt: das Urteil lautete auf Tod.

Diese Nachricht rief eine ungeheure Erregung in der Huerta hervor. Einer aus der Gegend auf dem Schafott! . . . Pfarrer und Altalben setzten sich in Bewegung, und weil Barret immer zu den Füßigen gehört hatte, mit blindem Gehorsam gegen die Obrigkeit, nach deren Geheiß er auch stets seine Wahlzettel ausfüllte, so waren die Reisen nach Madrid von Erfolg gekrönt. Die Begnadigung kam.

Als verrottete Mumie wurde der Bauer aus dem Gefängnis geholt und nach Ceuta deportiert, wo ihn nach wenigen Jahren der Tod erlöste.

Seine Familie zerstreute sich wie Spreu im Winde. Die Töchter gingen nach Valencia, um als Dienstmädchen ihr Brot zu verdienen, und die Mutter, müde, anderen Leuten mit ihren Krankheiten lästig zu fallen, suchte Aufnahme im Spital und starb dort nach drei Monaten.

Und da die Welt gar schnell fremdes Leid vergißt, sprach man von der schaurigen Tragödie des alten Barret immer seltener, kaum daß dann und wann jemand meinte, was wohl aus den Töchtern geworden sein möchte.

Aber was niemand vergaß, das waren die Felder und die Barraca.

Durch ein schweigendes Uebereinkommen blieb alles in demselben Zustande wie an dem Tage, als die Justiz den unglücklichen Bauern vertrieb. Eine instinktive Verschönerung, ohne Worte, doch sogar Bäume und Wege schienen an ihr teilzunehmen. . . .

Kurz nach der Katastrophe hatte Pimento geäußert: „Wir wollen doch mal sehen, ob sich jemand erdreisten wird, diesen Boden wieder zu bebauen!“

Und in dem Blick der Männer und Frauen, ja der Kinder, lag die drohende, zustimmende Antwort: „So ist es! Wollen doch mal sehen!“

Die Söhne Don Salvadors, mit seinem Reichtum auch Erben seiner Habgier, glaubten sich ruiniert, weil dieses Stück Land nichts einbrachte.

Sie setzten den Pachtpreis hinunter und fanden schließlich einen Mann aus einem anderen Distrikt der Huerta, der sich weder vor Gott noch dem Teufel fürchtete, und, durch die niedrige Pacht verlockt, die Arbeit in Angriff nahm.

Mit der Hinte auf dem Rücken begann er zu pflügen und lachte darüber, daß seine Nachbarn ihn mit feindseligen Blicken verfolgten und sich von ihm völlig abschlossen.

Aber Wachsamkeit wie Vorsichtsmaßregeln nützten nichts. Als er eines Abends vom Felde heimkehrte, pfliffen zwei Kugeln so nahe an seinem Ohr vorbei, daß er nur wie durch ein Wunder mit heiler Haut davon kam. Weit und breit war niemand zu sehen — der Schütze mußte irgendwo im Rohricht der Sträben verborgen liegen. Unmöglich, mit solch einem Feinde den Kampf aufzunehmen! . . . Noch in derselben Nacht brachte der neue Pächter die Schlüssel des Anwesens den Eigentümern zurück.

Wie sie zerkerten, die Söhne Don Salvadors! Gab es denn keine Obrigkeit mehr? Keine Sicherheit für den Besitz?

Und da nach ihrer Meinung zweifellos

Pimento als Täter in Frage kam, nahm die Polizei den Kampfshuh der Huerta fest.

Doch am Verhandlungstage defilierte die ganze Gegend vor dem Richter vorbei und bezugte einstimmig, daß man zur Zeit, als die Schüsse fielen, Pimento mit Freunden in der Schenke von Alboraya gesehen hatte. Alle wiederholten wie eine auswendig gelernte Lektion genau dasselbe. . . .

Was konnte man tun gegen Leute, die ein solch einfältiges Gesicht zur Schau trugen, sich bedächtig den Kopf kratzen, um dann mit derartiger Sicherheit zu lügen? Pimento wurde in Freiheit gesetzt, und ein Gefühl der Genugtuung beherrschte die Bewohner der weiten Huerta.

Der Beweis war erbracht: die Bestellung jener Felder bezahlte man mit seiner Haut!

Doch die Besitzer gaben nicht nach.

„Nun gut, dann werden wir das Land eben selbst bearbeiten!“

Und ungesäumt suchten sie sich einige Knechte unter dem elenden Volk, das, vom Hunger getrieben, von den Grenzbergen Aragoniens herunterkam.

Die Huerta empfand Mitleid mit diesen armen Teufeln.

„Unglückliche Menschen! Die trifft keine Schuld. Sie wissen ja von nichts, wollen sich nur einen Hungerlohn verdienen. . . .“

Und wenn die Knechte abends, die Hacke auf der Schulter, an der Taverne vorbeikamen, schelte nie eine gute Seele, die sie aufforderte, hereinzukommen. Man lud sie ein zu einem Trunk, und väterliche, wohlwollende Stimmen tuschelten ihnen ins Ohr wie einem Kinde, dem man zuredet, sich vor einer Gefahr in acht zu nehmen. Das Resultat war, daß sie die Söhne Don Salvadors aufsuchten und ihren Lohn forderten.

Alle Vorstellungen der erbosten Besitzer blieben erfolglos.

„Wir sind arm,“ lautete ihre einzige Ant-

wort, „aber nicht arm genug, um unser Leben wegen einiger Pesetas aufs Spiel zu setzen.“

Nicht allein, daß sie die Arbeit aufgaben — nein, sie rieten auch allen ihren Landsleuten, sich vor den Feldern Barrets wie vor der Pest zu hüten.

Auf die Klage der Eigentümer hin, die sogar die Zeitungen in Anspruch nahmen, schickte man Polizeistreifen in die Huerta. An den ungewöhnlichsten Stellen legten sie sich in Hinterhalt, um vielleicht verdächtige Worte aufzufangen oder Unterhaltungen zu belauschen.

Doch jeden Tag bot sich ihnen dasselbe Bild: unter den Lauben nähende Frauen und Mädchen; auf den Feldern gedückte Männer, die ihren Armen keine Ruhe gönnten; Pimento, der mühsig neben seinen Leimruten lag oder faul und widerwillig seiner Pepeta half; in der Taverne ein paar Truid spielende Alte. Die Landschaft atmete Frieden und Ehrbarkeit — ein maurisches Arabien. Dennoch wollte niemand — nicht einmal umsonst — die Ländereien übernehmen. Und das wuchernde Unkraut begann seinen Siegeszug; langsam verfiel die Barraca.

Die Huerta bebte vor Befriedigung. Endlich war es den Armen einmal gelungen, sich gegen die Reichen durchzusetzen. Das hatte Brot schmeckte kräftiger, der Wein stärker; auch die Arbeit erschien leichter bei dem Gedanken, daß Don Salvadors Erben mit all ihrem Geld nichts gegen den Willen der Bauern hatten ausrichten können.

Und den übrigen Besitzern diente dieser öde, verwilderte Fleck als Mahnung. Sie zeigten sich nachgiebiger, lernten auch ein Auge zuzublinken, wenn die halbjährigen Pachtzahlungen nicht pünktlich eingingen.

(Fortsetzung folgt.)

200 Stunden ununterbrochen in der Luft.

Culver City, 11. Juli. (Neuter.) Die Flieger Mendello und Reinhardt, die bereits gestern früh auf ihrem Doppeldecker „Angelens“ den Dauerweltrekord geschlagen hatten, der bisher 175 Stunden und 59 Minuten betrug, nahmen im Laufe des gestrigen Tages und heute aus Flugzeugen neue Benzinvorräte auf und flogen nun bereits 200 Stunden, d. s. achtundhalb Tage. Die Flieger teilten mit, daß sie die Absicht haben, noch mindestens 100 Stunden in der Luft zu bleiben.

Die Erfolge der Bolschewisierung

sind andauernd gleich null. Eben das veranlaßt wahrscheinlich den „Vorwärts“, sich über den seiner Meinung nach zu geringen Erfolg der sozialdemokratischen Werbekaktion lustig zu machen. Unsere Partei hat bei der heutigen Werbekaktion, die im wesentlichen auf die eine Woche um den ersten Mai konzentriert war, ungefähr soviel neue Mitglieder gewonnen, als die K.P.C. deutsche zahlende Mitglieder überhaupt haben dürfte. Denn diese hatte zur Zeit ihrer größten Blüte insgesamt 100.000 Mitglieder, von denen dem Prozentsatz der Wähler entsprechend etwa 16.000 auf die deutschen Organisationen entfallen mochten. Es sollte uns wundern, wenn von denen noch 8000 zahlende — dies die Zahl unserer neugewonnenen Parteimitglieder! — übrig sein sollten. Nun entnahm aber der „Vorwärts“ einer Ausstellung des Karlsbader „Vollswille“, daß wir im Reichsberger Kreis im Zuge der Werbekaktion 73 Mitglieder gewonnen haben. Das erscheint ihm ein Beweis des „Zusammenbruchs“ unserer Verbungen. Nun ist diese Zahl sicher nicht zufriedenstellend und sie entspricht wohl auch nicht den Anstrengungen unserer Vertrauensmänner. Aber den Erfolg unserer Werbekaktion gerade im Reichsberger Gebiet kann man doch nur an dem Gesamtbild unseres Aufstiegs, das sich aus den Gemeindevahlen in Reichenberg, Krayau, Polanau, aus den Betriebsrätewahlen, den Erfolgen des „Freigeist“ ergibt, ermessen. Wenn die Arbeiterschaft im Reichsberger Gebiet indifferent, organisationsmüde und höchstens faschistischen Strömungen zugänglich ist, so brauchen sich die Kommunisten damit wahrlich nicht zu rühmen. Daß wir nur 73 Mitglieder gewonnen haben, beweist ja noch lange nicht, daß die Kommunisten nicht mehr als 73 verloren hätten. Wo sind die Hunderte Arbeiter, die der K.P.C. den Rücken kehrten? Daß sie christlichsozial, gelb und faschistisch wurden, beweist nur, welche Arbeit der Kommunismus für die Reaktion leistet.

Wie es in der K.P.C. selbst nach neunjähriger revolutionärer Erziehungsarbeit, nach fünfmaligem Führerwechsel, nach der letzten Reinigung und der Einsetzung der neuen Garnitur aussieht, zeigt ein Artikel des Herrn Guttmann, erschienen am 9. d. M. im „Rude Pravo“. Dort heißt es:

„Trotz der ersten Erfolge und der ersten Durchbrüche, welche die Partei in die Isolierung von den Massen unternahm, die durch die langjährige opportunistische Politik und die schweren Niederlagen des vergangenen Jahres herbeigeführt wurde, steht die Partei bis jetzt nicht an der Spitze der Massen, hat sie bisher noch nicht der Führung in den verschiedenen sich entwickelnden Kämpfen bemächtigt. Warum? Weil die Umstellung in der Massenarbeit der Organisationen und Zellen, die durch die Beschlüsse des fünften Kongresses und der letzten Sitzungen des Zentralausschusses abgesteckt wurde, bisher nicht durchgeführt wurde.“

Es weiß zwar kein Mensch, wie sich die Phrasen all dieser Beschlüsse überhaupt in die Tat umsetzen ließen und was etwa außer der Aufstellung einer „Radioliste“ sich praktisch für die Verwirklichung der Guttmannschen Idee tun ließe, aber hier ist nur die Feststellung wichtig, daß eben nichts geschehen ist. Guttmann fährt fort:

„Man kann nicht entscheidende Teile des Proletariats führen und mobilisieren, wenn wir uns nicht auf die Vertriebe stützen. Wir können nicht die Mehrheit des Proletariats gewinnen —

(sichtlich eine reformistische Abweichung, denn was hätte der Sieg des Kommunismus mit der „Mehrheit“ des Proletariats zu tun?)

— wenn wir nicht in der Praxis mit aller Energie die Taktik der Einheitsfront von unten anwenden. Und wie können nicht in der Praxis eine bolschewistische Politik durchführen, wenn die Betriebszellen nicht ordentlich funktionieren.“

Gewiß nicht. Wer könnte das verlangen? „Wie leben unsere Betriebszellen? Die Mehrzahl lebt überhaupt nicht! Es ist nötig, das ganz offen zu sagen. Und es ist nötig, die Gewissen aufzurütteln, die fleißigste Anstrengung der ganzen Partei zu mobilisieren, um sie zu beleben und an die Spitze der Arbeiterkämpfe zu stellen. — Unsere Betriebszellen — vor allem in Prag — sind zum großen Teil abgestorben. Sie haben sich von der Masse der Arbeiterschaft wie durch eine schmelzende Mauer abgeschieden und in die vier Wände ihres internen Lebens eingeschlossen. Soweit sie überhaupt funktionieren, erledigen sie ihre administrativen und zentralistischen höchstens an den innerparteilichen Kampagnen. Dazu aber haben wir sie nicht gebildet! Der Bolschewik ist kein Mensch —

???

— dessen ganze Arbeit darin liegt, daß er sich mit anderen Kommunisten versammelt und berät. Der Bolschewik ist —

Also was?!

ein Mensch der Masse. Er muß an der

Spitze der Proletarier stehen, seine Mitarbeiter führen. Und die Zelle ist deshalb eine Zelle, daß sie zum Führer der Arbeiterschaft in der Fabrik werde. Andernfalls hat sie keinen Wert. Beiträge einheben und Versammlungen veranstalten, deren Hauptinhalt die Klage über ihren geringen Besuch ist, das konnten wir in den Bolschewikorganisationen des alten Typs auch.“

Die neue Herrschaft scheint sich von der

alten dadurch zu unterscheiden, daß sie die Bankrotterklärung, die jene sich auf das bittere Ende aufsparte, fortlaufend abgab, so daß Moskau nicht sagen kann, man hätte ihm etwas vorgemacht. Und diese bankrotte Partei will sich über eine Werbekaktion lustig machen, die ihr beweisen könnte, daß wir in einer Woche mehr aus dem Boden stampfen, als sie in acht Jahren „mobilisiert“!

„Der Mord kann kein Privilegium der Herrschenden sein.“

Zu Friedrichs Adlers 50. Geburtstag.

Genosse Dr. Friedrich Adler, der Sekretär der K.A.D., feiert diese Tage seinen 50. Geburtstag. Fritz Adler hat sich zwar in einem Briefe an die „Arbeiterzeitung“ alle Gratulationen und Feiern verboten, wir wollen aber aus Anlaß des Festes, das der vor 12 Jahren zum Tode verurteilte nun feiern darf, seiner und seines Werkes gedenken. Wir glauben seinem Wunsche zu entsprechen, wenn wir fern von allem Personenkultus die Arbeiter daran erinnern, was Fritz Adler und was seine Tat vom 21. Oktober 1916 für die revolutionäre Sache bedeutet haben. In einer Zeit, da der Mord in jeglicher grausamen Form legalisiert war, wenn er nur den Interessen der Herrschenden diene, hat Fritz Adler als erster es gewagt, die Waffe gegen den Tyrannen im eigenen Lager, gegen den Schänder der Menschenrechte, den wortbrüchigen Schergen zu heben, den er als den wahren Feind oder doch als sichtbarste Information und als gefährlichste Stütze des stuchwürdigen Systems erkannt hatte. Fritz Adler hat nicht einen Augenblick lang gezweifelt, daß die Schonung jedes Menschenlebens die sittlich höhere Idee ist; aber er hatte den Mut, in einer Zeit, die Menschenleben nutzlos zu Millionen opferte, das seine für eine große Idee aufs Spiel zu setzen und eines zu vernichten, in dem alle Blutschuld und alles Grauen Gestalt gewonnen hatte.

Wir gedenken der aufrüttelnden und die Gewissen wachenden Tat Fritz Adlers und drücken einen Teil der Rede ab, die er vor dem USnahmengericht am 19. Mai 1917 gehalten hat:

„Meine Herren! Es gibt zwei große Lebensanschauungen, zwei große Ideenzirkel, die miteinander ringen in der Welt und die für mich in meiner Jugend eine große Rolle gespielt haben, die mir nahegegangen sind und mich zur Entscheidung gedrängt haben. Der eine ist die große Lehre des Christentums: man soll nicht töten — des wirklichen Christentums — nicht wie es vertreten wird von Leuten, die das Christentum schänden — sondern jenes wirklichen Christentums, wie es der Papst in diesem Kriege zu vertreten versucht hat, wie es verkündet worden ist von Tolstoi lange vor dem Kriege; man soll dem Uebel nicht widerstreben, man soll sich töten lassen, man soll aber niemals Sand anlegen weber im Kriege noch in der Revolution. Tolstoi hat sich gegen beide — gegen Krieg und Revolution — konsequent gewendet. Diese Lehre hat mir in meiner Jugend sehr viel zu schaffen gemacht, sie ist mir sehr nahe gegangen und sehr nahe gelegen. Nach ihr soll man ein wirklicher Christ sein. Wenn man aber zur historischen Erkenntnis kommt, daß man noch kein wirklicher Christ sein kann und darf in der Zeit der Barbarei, in der Zeit der Unmenschlichkeit, in der Zeit der Unkultur, in der wir leben, dann gibt es nur einen konsequenten

Standpunkt: wenn wir wirklich noch töten müssen und getötet werden, dann kann der Mord kein Privilegium der Herrschenden sein, dann ist auch wir zu den Mitteln der Gewalt berechtigt. Wenn es wahr ist, daß die Zeit der Menschlichkeit noch nicht gekommen ist, dann wollen wir Gewalt wenigstens nur üben im Dienste der Idee der Menschheit. So steht die moralische Frage, die für mich stets eine große Rolle gespielt hat.

Ich habe den Krieg rechtfertigen gehört und ich habe die Argumente verstanden, die den Krieg rechtfertigen sollen.

Als man durch Belgien ging und eine unschuldige Bevölkerung zum Opfer fiel, Kinder und Frauen getötet wurden, hat man gesagt: Rot kennt kein Gebot, es ist der Krieg, es bleibt nicht anderes übrig.

Und als die „Lusitania“ sank, eine Menge unschuldiger Zivilpersonen den Tod fand, hat man wieder gesagt: es ist der Krieg, es bleibt nichts anderes übrig.

Man hat gesagt, man muß Menschen hängen, auch auf die Gefahr hin, Unschuldige zu töten, weil, wie der Herr Staatsanwalt gesagt hat, man sich gegen die Veräter wehren muß. Es ist der Krieg, hat man gesagt, es bleibt nichts anderes übrig.

Man muß Menschen zu Zehntausenden zu Sturmangriffen verwenden und sie in den sicheren Tod hineinschicken. Es ist der Krieg, es ist die Not, sie haben es gerechtfertigt.

Wir leben in einer Zeit, wo die Schlachtfelder von hunderttausenden Toten bedeckt sind und zehntausende Menschen in den Meeren liegen. Es ist der Krieg, es ist die Not, sie haben es gerechtfertigt.

Aber wenn dann einmal ein Mensch fällt, der die Verfassung in Österreich vernichtet hat, der alles Recht und Gesetz zu Boden getreten hat, wenn einer der Schuldigen an allem Entsetzlichen fällt, da tritt man mir entgegen und sagt plötzlich: heilig ist das Menschenleben! Da erinnert man sich plötzlich an das süßste Gebot: Du sollst nicht töten!

Meine Herren, diesen Widerspruch habe ich nicht verstanden, und da können Sie reden, was Sie wollen, ich werde ihn nicht verstehen...

Ich will nicht polemisieren, ich will mich mit all dem jetzt nicht beschäftigen, sondern ich will zum Schluß nur sagen: ich weiß, wie das Urteil ausfällt, ich habe nie daran gezweifelt. Ich werde nach dem Urteil aus diesem Saale gehen im Geiste unserer alten Hymne, die für mich nie bloße Worte waren, sondern immer lebendige Wirklichkeit. Und die heute für mich lebendiger sind als je: Nicht zählen wir die Feinde, nicht die Gefahren all Marsch, marsch, und wär/s zum Tod; Denn unsere Fahne ist rot!

Das Schlachtfeld der Elemente.

Ein Besuch im Unwettergebiet des Böhmerwaldes.

Es hat sich doch bewahrheitet, daß der Vernichtungszug der Elemente an dem schwarzen Jubiläumstag 1929 seinen Weg auch über die ärmlichen und hochgelegenen Ortshäfen des Böhmerwaldes nahm. Telegraphische und briefliche Hilferufe, die aus dem Hochland der deutschen Gerichtsbezirke Bergreichenstein, Hartmanitz und Winterberg kamen, veranlaßten unseren Abgeordnetenklub unverzüglich seine Vertreter, den Abgeordneten Genossen Leibl und Senator Starz dorthin zu entsenden. Was sich einem Teilnehmer dieses Besuches an traurigen Bildern zeigte, sei hier kurz zu skizzieren versucht, damit sich die Deffenlichkeit und die maßgebenden Faktoren eine Vorstellung über den Umfang des Unglückes machen können, das unsere armen Waldbewohner an der Westgrenze Böhmens betroffen hat.

Auf dem Bezirksamt von Schüttenhofen erfahren wir die ersten Einzelheiten. Zwanzig Waldgemeinden wurden in seinem Wirkungsbereich von Sturm und Hagel mehr oder minder arg heimgesucht, davon 13 deutsche und 7 tschechische. Die leitenden Beamten sind gerade mit den Erhebungen über die Schadensgröße beschäftigt. Es heißt also die betroffenen Gemeinden auffuchen, um die Sorgen und Wünsche der Geschädigten kennen zu lernen und zu erfahren, welche Hilfsmaßnahmen in erster Linie notwendig sind.

Das Auto rattert durch das romantische Wotawatal gegen Unterreichenstein. Diese alte Bergmanns- und Glasmacherstadt, welche erst vor wenigen Jahren durch einen Wolkenbruch furchtbar gelitten hat, ist diesmal glimpflich davongekommen. Nur einige Besitzer wurden geschädigt.

Dagegen beginnt schon in dem unweit gelegenen, zur Gemeinde Ziegenrück gehörigen Zwoischen das Schlachtfeld der Elemente. Rechts und links des Fahrweges ist die Feldfrucht einfach niedergewalzt. Wiesen, die noch der ersten Heuernte harren, sehen aus wie zerstampfte Stutweiden, so hat das Eis die Gräser in den Erdboden hineingewidert. Erde und Steine liegen an der Oberfläche. Die Ueberreste eines Hafersfeldes sind an den leeren grünen Hösern nur mit Mühe zu erkennen. Landleute, die in der Umgebung die Reste der vernichteten Feld- und Heuernte zusammenräumen, kommen näher und klagen stumm ihr Leid. Sie leben auf einem geizigen Boden, kaum handbreit ist die Ackerkrumme tief, im Mai und Ende August überfällt sie nicht selten Reif und Schnee bei der Arbeit. Diesmal haben sie auf eine bessere Ernte gehofft, sofern der überaus strenge Winter das Korn nicht ausgefroren hat. Gerade hatten sie in den wenigen Sonnentagen mit der Heuernte begonnen, da kam es wie ein Blitz aus heilerem Himmel. Bevor sie selber vor der Eis- und Sturmnot Schutz suchen konnten, war alles hin. Wortkarg stehen die weitergehärteten Gebirgsbauern herum und schauen mit verlorenen Blicken auf das tote Gelände, das noch vor acht Tagen die Früchte eines Jahres mühseliger Arbeit trug. Daran, was im Herbst und im Winter kommen wird, wenn die Schneunen, Böden und Keller leer bleiben, wagen sie kaum zu denken. Das Unglück kam zu rasch über sie, es war zu groß, daß sie es wenigstens seelisch überwinden könnten.

In langen Serpentinien windet sich die Straße gegen Rehbörg hinauf. Eigentlich heißt die große Gemeinde „Stadler Anteil, I. Teil“ und ist durch Teilung eines alten Freigerichtes der Königsbauern entstanden. Schon frü-

her hatten wir erfahren, daß es da oben besonders schlimm bestellt wäre. Aber je höher das Auto hinaufsteigt, desto mehr fühlen wir uns in die Regionen des Winters veretzt. Die Bäume und Sträucher wurden kahl. An der Wetterseite hingen die Rinden in Fetzen zerrissen herab. Die Getreidereste auf den Feldern haben aus, als ob sie durch eine Häckelmaschine gegangen wären. Ein Büschel Hafersstroh, das wir später auflösen, war so zerhackt und verätzt wie Holzwohle. Unser Vertrauensmann, Genosse Webinger und der Bürgermeister der Gemeinde wußten viel Traurigeres zu berichten. Die rund 1800 Einwohner sind mit Ausnahme der Bewohner des Ortsteiles Antigl, der zufällig verschont blieb, ruinierte Leute. Eigentliche Bauern gibt es da heroben nur wenige, doch alle Familien, auch die Arbeiter, haben irgendwo einige Leder Kraut und Kartoffel gesteckt und einen Futterplatz für Rühse oder Ziegen. Alle sind um den lärglichen Ertrag gekommen. Die Hofbauer von Ehnig - Tettau, Schärenwald, Schärenreith, Schläffelwald, Grünberg usw., die alle zur Gemeinde Rehbörg gehören, haben für dieses Jahr den Ertrag ihrer Zinsgründe, die sie kürzlich eingelöst und mit viel Aufwand verbessert, eingebüßt. Auch umfangreiche Gebäudeschäden hat das tosende Element zurückgelassen. In einem Gasthaus wurden gegen hundert Fenster Scheiben zertrümmert, Schindeldächer wurden von den Schloten durchschlagen. In Schläffelwald ist sogar ein neues Blechdach durchlöchert worden. Nach dem Hagel wurde hier ein penetranter Schwefelgeruch verspürt. Das Vieh will auch wegen des Schwefelgeschmackes die verbliebenen Futterreste nicht anrühren. Einziges Glück im Unglück ist in diesem Ort, daß durch die starken Windbrüche in den benachbarten Waldrevieren für die nächste Zeit Arbeitsgelegenheit geschaffen wurde.

Auf der Weiterfahrt nach Großhaid boten die Waldländer ein ungewöhnliches Bild. Nicht nur, daß alte Baumriesen wie Zänbhölzer abgebrochen und ganze Birken mit der ganzen Wurzel Erde umgeworfen sind: Der ganze Waldboden ist grün gefärbt von den abgedroschenen Zweigen und Nipfeln. Das bedeutet für den Jungwald unermesslichen Schaden auf Jahrzehnte hinaus. In dieser Region sieht man noch viel Odland, wo das graue Steingeröll immer wieder die dünne Moos- und Kräuterdecke durchbricht. Und die Felder, die Wiesen, die dem rauhen Hochland mit Schweiß und Blut abgerungen wurden, waren kaum von dem unproduktiven Boden zu unterscheiden. Nur das Weiß der niedergemähten Getreidefelder leuchtete da und dort hervor, wie wenn große Leichtenicker ausgebreitet worden wären. Bei dem Vorstcher erfahren wir, daß der Feld-, Wald- und Gebäudeschaden, den die rund 500 Einwohner erlitten, auf 715.990 Kronen geschätzt worden ist. Zwei bettelarmen Familien hat es die Ziegen beschlagen. Auch Schafe wurden von den Eisstrümmern getötet. Ein schwerer Nachteil erwächst der Bevölkerung auch aus der Vernichtung des ganzen Waldobstes. Mit dem Preisverfall, Himbeer- und Schwarzeberpfänden haben sich die armen Leute allsummierlich einige hundert Kronen verdient und damit ihre Schulden bei den Geschäftleuten bezahlt. In diesem Unglücksjahr ist auf solchen Verdienst auch nicht zu rechnen. Der Vorstcher erzählt, wie die Betroffenen nach der Katastrophe weinend zu ihm kamen. Und dem starken Mann stürzten bei der Erinnerung an die schrecklichen Stunden selber die Tränen in die Augen...

In Stubenbach das gleiche Bild, nur daß die Bäume wenigstens ihre Blätter behalten haben. Das schwerste Problem in allen diesen Orten ist, wie die Juleute, Häusler und teilweise auch die Holzbauer, die auch in normalen Jahren zu wenig Futter hatten, heuer ihre Rühse und Ziegen forbringen sollen. Das Waldgras ist ja auch verloren und die Bauern werden selber Futternot haben. Wenn die Hausiere aber verkauft werden müßten, so wären die Familien auf Jahre ihrer wichtigsten Nahrungsquellen beraubt. Das Geld zerrinnt in solchen Notzeiten auf der Hand und das Geld für eine neue Kuh ersparen, bedeutet für die armen Gebirgler oft die Aufgabe eines halben Lebens. In solchen Fällen müßte die Hilfsaktion zu allererst einsetzen. Auch für alle, die schwere Wundschäden erlitten haben, ist rasche Hilfe nötig. Der Rückweg führt uns an einem Holzhäuschen vorbei, dessen Schindeldach weit aufgerissen, der Schornstein umgeworfen und die Stube schutzlos dem Regen preisgegeben war. Auf einer Berglehne sah man noch die verwüsteten Gründe von Grünbergerhütte. Mag Winter hat die Bewohner dieser Holzbauersiedlung wegen ihres tapferen Rechtskampfes einst die Streiter von Grünbergerhütte genannt. Gegen die Wut der entfesselten Elemente gab es keine Vogentwehr.

Die Reise geht weiter über Bergreichenstein nach Winterberg. Auf einmal fahren wir mitten durch die schönste sommerliche Berglandschaft. Grüne Kornfelder wiegen sich im Winde, die Wiesen bieten eine Fülle von Salmen und Gräsern dar und die Kartoffelfelder prangen im Blütenstaub. Eine andere, glücklichere Welt... Doch hinter Bergreichenstein fängt das tote Land schon wieder an. Auch die ärmlichen tschechischen Böhmerwaldsdörfer sind mit allen ihren Entschönnungen auf der Strecke geblieben. Die Elemente kennen keinen nationalen und politischen Unterschied, wenn sie durch die Lande rasen. Hoffentlich wird auch bei der Hilfsaktion für die Geschädigten im Böhmerwalde wie im ganzen Staatsgebiete kein solcher Unterschied gemacht.

Tagesneuigkeiten.

Rocab, der Bescheidene.

Der „Tag“ bringt am 2. Juni (zu jüdisch: Juli) einen Leitartikel, der mit dem Signum „S. S. R.“ versehen ist und mit folgendem Satz beginnt:

„Der erstdenkende Politiker nimmt politische Tagesereignisse nicht als solche hin.“

Hier wußten wir sofort, daß Herr Rocab der Schreiber ist und das verleierte uns, diese Auslassungen über den „Böhmischen Tag“ bis zu Ende zu lesen; denn wir müssen doch schließlich wissen, was erstdenkende Politiker des feindlichen Lagers zu sagen haben! Wir gestehen nun auf Grund dieser Erklärung, daß uns jetzt erst der Knopf über die sudetendeutsche Politik aufgegangen ist und daß wir alle miteinander die unterschätzte Bedeutung der Dakenkreuzer im allgemeinen und ihres Gdablonzer Nummern im besonderen bisher nicht genügend gewürdigt haben. Denn

„man kommt zu dem unwillkürlichen Schlusse, daß aus dieser gewaltigen Rundgebung für die Zukunft des gesamten Sudetendeutschums die Grundlage einer neuen Sudetendeutschen Politik geschaffen wurde.“

Die sudetendeutsche Politik ist im Original unwillkürlich groß geschrieben — wir müssen sie also „als solche“ hinnehmen und weiter lesen:

„Wir haben nun klar und deutlich die Bestätigung dessen erhalten, was noch vor einigen Tagen in unserer Presse geschrieben worden ist, daß sich die Fahne des Sudetendeutschums in unserer Lager befindet!“

Der Führer heißt Rocab. Er ist ein bescheidener Zeitungsschreiber und als äußerst zurückhaltend und maßvoll in seinem ersten politischen Urteil bekannt. Sagt er doch auch in diesem Aufsatz, dessen Urteil über die anerkannt gewaltige Bedeutung der Nationalsozialisten gewiß niemand als übertrieben ansehen wird, mit äußerster Reserve auch folgendes:

„Wir sind die letzten, die Selbstüberschätzung treiben.“

Wozu diese bescheidene Wendung? Wir sind, insbesondere nach diesem maßvollen Urteil über den „Böhmischen Tag“, fest davon überzeugt, daß Herr Rocab als solcher geradezu unwillkürlich bescheiden ist und nehmen daher auch jedes seiner folgenden Worte für bare Münze, wie es einem erstdenkenden Politiker gegenüber am Platze ist:

„Ohne Selbstüberhebung dürfen wir darum hier die Behauptung aufstellen, daß wir mit unserem diesjährigen „Böhmischen Tag“, der alle bisherigen überbot, einen Aufbruch in der sudetendeutschen Politik herbeigeführt haben, wenn sich auch die Richtigkeit dieser Behauptung erst in der Zukunft beweisen lassen wird. Heute beachtet man unsere politische These, die wir in die Politik des Sudetendeutschums hineinstellen; morgen wird man sich mit ihr befassen und schon übermorgen wird man um deren Erfüllung gleich uns kämpfen. Damit aber ist der letzte Spatenstich zum Grabe des Sudetendeutschen Aktivismus als auch der zur Grube des Militarismus — der gegenwärtig auf dem Wege zum deutsch-tschechischen Aktivismus internationaler Couleur ist — getan.“

Herr Rocab am Grabe des Militarismus — fürwahr, ein Anblick für Götter! Ohne Selbstüberhebung: uns geht das Rocaben an. Aufbruch, Aufbruch! Geht es mit uns zu Ende geht. Wir wären Selbstmörder, wenn wir uns den Spatenstich des Herrn Rocab noch länger aussähen. Jetzt wissen wir endlich, wie wir

dran sind. Da haben wir immer geglaubt, daß nach dem „Böhmischen Tag“ in Gdablonz kein Hahn kräht und jetzt erfahren wir auf einmal, daß die Dakenkreuzer dort geradezu unter dem Braunkleid den Radel der sudetendeutschen (nein: Sudetendeutschen) Politik entbüllet! Da müssen wir wohl oder übel in die Grube, zumindest wendet sich da der Gast als solcher mit Grousen.

Dafür gibt es Regierungsgelder!

Ein Zitat aus der Wolf-Presse.

Die „Elbezeitung“, eine der giftigen Blüten am Stamme der ekelhaften Wolf-Presse, läßt sich über unser nordböhmisches Kreisfest also vernehmen:

„Es war eine eindrucksvolle Rundgebung des demagogischen Zieles, der Masse möglichst wenig Individualität zu gewähren. Noch fanden sich Tausende bis aus großer Ferne, auch den Nachbarkantonen, um an der Veranstaltung zu Ehren der Drahtzieher teilzunehmen. Ein langer Festzug, in allen Farben schillernd, wurde am Sonntag veranstaltet, Reben gehalten, darunter auch viel von Verbrüderung.“

Zu denken gab wieder, daß Sololabteilungen im Festzuge mitmarschierten, und zwar in festlicher Uniform. Es ist ja nichts seltenes, daß hervorragende Sololführer auch Parteivorstände der Sozialdemokraten sind: Ob dabei bloß der tschechisch-nationale Gedanke dem internationalen nachgibt, oder umgekehrt? Wer unsere Sozialdemokratie kennt, wird darüber nicht im Zweifel sein. Der sportliche Charakter der Veranstaltung, der nebenbei auch zum Ausdruck kam, gab Silber von abgerundeten, schönen Leistungen, bei einigen der Wettkämpfe auch hervorragende Spitzenleistungen. Daß der Himmel grölzte, wird wohl seinen Grund gehabt haben und daß einige Adams und Evas in besseren Feigenblättern die Stadt durchstreifen und man letzten Endes froh sein mußte, im Festzug wenigstens noch Badehosen als Bekleidung zu sehen, war nach Meinung der Betreffenden ihre eigene Angelegenheit — die Polizei allerdings war anderer Ansicht und erklärte dies einigen Radfröschen auf der Wachtstube eingehend.“

Notgedrungen, weil diese Blätter leider von tausenden Arbeitern gelesen werden, müssen wir sochlich feststellen: die Solola, die der Schmierfink gesehen haben will, waren tschechische Arbeiterturner; die „Radfrösche“ sind unsere Schwimmsportler; keiner unserer Sportler hatte einen Anstand mit der Polizei. Im Übrigen: es wird nachgerade unerträglich, daß sich die Arbeiterschaft tagtäglich von einer Presse muß beschimpfen lassen, die von der Regierung gefüttert wird und die im Vorder- und Hinterteil (siehe die Zubehörsliste!) ein Niveau hält, gegen die die schmutzigste Großstadtkloake sich wie der reine Spiegel eines Hochgebirgssees ausnimmt. Wir dürfen wohl hoffen, daß nach diesem letzten Exzess der „Elbezeitung“ ihre Werber von jedem anständigen Arbeiter mit nassen Fetzen davongepelzt werden!

Militarismus.

Warkau, 11. Juli. Während der Sappeurübungen in der Nähe der Festung Modlin explodierte vorzeitig eine Mine. Ein Sappeurwachmeister und vier Sappeure erlitten schwere Verletzungen und kämpften mit dem Tode.

Opfer der Arbeit.

Moskau, 11. Juli. (TASSA.) Eine Kautschuffabrik in Odessa wurde durch eine Benzinexplosion zerstört. Elf Arbeiter kamen ums Leben.

Wie sollte die Arme nicht außerordentliche Leistungsfähigkeit besitzen in einem Staate, in dem selbst die Greise noch so außerordentliche Strapazen vertragen wie der Antonin Huspauer, der drei Tage — und wohl auch drei Nächte, feuchte Nächte — bei der Ziegelei in Rositz lag, ohne Nahrung zu sich zu nehmen! Zeugen bestätigen es und wievohl es nicht die obersten Vorstände der bewaffneten Macht Frankreichs und der Kleinen Entente sind, sondern irgendwelche gleichgültigen Mitbürger Masaryks, darf man ihnen wohl, wenn sie von ihrer eigenen Barbarei berichten, Glauben schenken. Drei Tage liegt ein kranker Greis, der sich vor Entkräftung und Schmerzen nicht mehr bewegen kann, in einer Gasse, aber unter den vorübergehenden Nachkommen Chelichys und Komensky's war nicht ein barmherziger Samariter, der sich seiner Menschenpflicht, die doch hier, weil sie auch eine der nationalen Solidarität wäre, nichts Schimpfliches an sich hat, erinnert und den Alten geborgen hätte. Kein Wunder in den Tagen, da die Sorgen der Nation dem „Inzident“ von Sidasnemeti und der bevorstehenden Blamage der hohen Diplomatie gelten!

Nur uns, die wir unverbesserliche Querkanten und ohne Sinn für die Gefühle der Patrioten sind, fällt die grauame Parallellität solches Schicksals mit der Verfüngung unserer außerordentlichen Vereichschaft in militärischen Dingen peinlich auf und wir kommen auf den hochverrächerischen Gedanken, ob wohl der 63jährige, also der staatlichen Altersfürsorge noch nicht Teilhaftige, wenn er vom Heimataboden, auf dem er drei Tage gebettet war, auf einen Strohsack

Wieder ein Fliegerunglück in Eger.

Eger, 11. Juli. Gestern ereignete sich in unmittelbarer Nähe des Egerer Flugplatzes ein Fliegerunglück. Der Pilot Jaroslav Krazibel, der als Fliegerschüler von Prohnik nach Eger zur weiteren Ausbildung kommandiert war, unternahm mit einem Schulflugzeug einen Uebungsflug, stürzte jedoch ab und erlitt schwere Schädelbrüche und andere Verletzungen, denen er bald darauf erlag. Die Ursache des Unglücks wird untersucht.

Eger, 11. Juli. Der vor einigen Tagen abgestürzte Fliegerkapitän Eduard Seidl befindet sich nach wie vor im Egerer Krankenhaus. Sein Zustand ist sehr ernst.

Das größte Flugzeug der Welt.

Auf der Werft der Dornier-Werke in Altona ist „Do. X.“ fertiggestellt worden. Es stellt das größte Flugzeug der Welt dar. In den nächsten Wochen sollen die Probeflüge des Schiffes über den Bodensee beginnen. Das Flugzeug weist einen regelrechten Schiffsrumpf von 42 Meter Länge und 6 Meter Breite auf; es gleicht überhaupt mehr einem Torpedoboot als einem Flugzeug. Als durchgehende Fläche ist ein Tragdeck von 48 Meter Spannweite und neunzehnhalf Meter Breite montiert. Darüber liegen zwölf Siemens-Jupiter-Motore mit sechs Zug- und sechs Druckschrauben. Die Motorenstärke beträgt je 525 PS, insgesamt also 6300 PS. Zum Antrieb der Motoren werden 16.000 Liter Benzin und 1500 Kilogramm Del erforderlich sein. „Do. X.“ wird ungefähr hundert Passagiere mit ihrem Gepäck tragen können, wobei eine Brennstoffreserve von 50 Prozent vorausgesetzt ist. Das Gewicht soll, zusammen mit der geplanten Passagiereinrichtung und der zwölfföpfigen Besatzung, 35 Tonnen betragen. Die Höchstgeschwindigkeit des Flugzeuges wird sich auf 240 Kilometer, die Reisegeschwindigkeit auf 190 Kilometer in der Stunde belaufen. Die Besatzung besteht aus dem Kapitän, einem Offizier, zwei Piloten, einem Ingenieur, vier Maschinisten, einem Funker, einem Koch und einem Steward. Der Vorteil der großen Maschinenanlage besteht darin, daß selbst beim Wegfall von drei bis vier Motoren der Flug von „Do. X.“ nicht beeinträchtigt sein wird. In beladenem Zustand wird der Tiefgang des Flugzeuges auf dem Wasser 1,25 Meter sein; die Propeller werden dann 7,25 Meter über dem Wasserpiegel liegen. Im Gegensatz zu dem Dornier-Wal-Typ, ist das Flugzeug nicht flach, sondern gekielt konstruiert. Die Ganzmetallwände sind auf höchsten Widerstand gebaut.

Streng katholisch und trinkfest. Das christlichsoziale Jägerndorfer „Volk“ schreibt in einer Notiz über die Gründung einer Deutschen katholischen Ferialverbindung — ja, so was gibt's noch und wieder — folgendes: „Am 5. Juli 1929 haben die Bundesbrüder Diakon Ernst Kobliczka und Diakon Karl Stanovsky in der Dornkirche zu Dsmäh die hl. Priesterweihe empfangen. Das erste heilige Mesopfer wurde von Vbr. Stanovsky am 7. Juli in der Pfarrkirche zu Wagstadt, von Vbr. Kobliczka in der Pfarrkirche zu Engelswald gehalten. Die Eröffnungsmesse findet am 10. Juli 1929 in der Restauration Promadla statt.“

Warnung. Die Gewerkschaftsorganisationen werden ersucht, dem Johann Schaffer aus Brüx, der bei Gewerkschaftsgruppen, insbesondere jenen der Fabrikarbeiter, um Unterstützung vorpricht, keine Unterstützungsbeiträge auszusahlen. Gewerkschaftsblätter werden um

des allgemeinen Krankenhauses überführt, die Neuheiten speziell der tschechisch-slowakischen Spitälspflüge und ihre hygienischen Hilfsmittel erproben wird, von der Stabilisierung der Humanität, in deren Reihen wir nun schon das elfte Jahr so leben, annähernd so befriedigt sein wird wie Masaryk von den Leistungen der Artillerie und die Redakteure der „Prager Presse“ von dem Festessen auf der ägyptischen Gefandtschaft.

Wir hoffen, daß unsere Querkelen den Humanisten und Generalen den Schlaf nicht weiter stören und daß etwa Herr Dr. Lev Schyrawa, leitender Funktionär der tschechischen Liga für Menschenrechte und Chefredakteur des „Národní Osobozeni“ nicht aus dem Konzept gebracht wird, nach dem er uns zuweilen die staatsbürgerlichen Leiden leßt. Wir wollen schon bei den verteilten Rollen bleiben: ihn kümmer's nicht, wenn im Leitmeritzer Gefängnis ein beinloser, tuberkulöser Krüppel zur höheren Ehre der Paragaphen, die er verletzte, kriecht oder wenn in einem Straßengraben ein Greis einen Hungerrekord schlägt, uns wieder beschwert nicht die Sorge um ein fragwürdiges Prestige, das uns solange einen Pfifferling wert sein wird, als es das Feigenblatt der sozialen und kulturellen Schande ist, die bald den Chor der patriotischen Presse überdönen und zum Himmel schreien wird, in dem unnahbar und erhaben Götzen der humanitären Phrasen thronen.

Bom Kundfunk.

Empfehlenswertes aus den Programmen. Samstag.

Prag: 11.30 Schallplattenmusik, 18.00 Deutsch-Polnische Sinfonie, 19.00 Deutsche Sinfonie, 20.00 Sinfonie, 21.00 Sinfonie, 22.00 Sinfonie, 23.00 Sinfonie, 24.00 Sinfonie, 25.00 Sinfonie, 26.00 Sinfonie, 27.00 Sinfonie, 28.00 Sinfonie, 29.00 Sinfonie, 30.00 Sinfonie, 31.00 Sinfonie, 32.00 Sinfonie, 33.00 Sinfonie, 34.00 Sinfonie, 35.00 Sinfonie, 36.00 Sinfonie, 37.00 Sinfonie, 38.00 Sinfonie, 39.00 Sinfonie, 40.00 Sinfonie, 41.00 Sinfonie, 42.00 Sinfonie, 43.00 Sinfonie, 44.00 Sinfonie, 45.00 Sinfonie, 46.00 Sinfonie, 47.00 Sinfonie, 48.00 Sinfonie, 49.00 Sinfonie, 50.00 Sinfonie, 51.00 Sinfonie, 52.00 Sinfonie, 53.00 Sinfonie, 54.00 Sinfonie, 55.00 Sinfonie, 56.00 Sinfonie, 57.00 Sinfonie, 58.00 Sinfonie, 59.00 Sinfonie, 60.00 Sinfonie, 61.00 Sinfonie, 62.00 Sinfonie, 63.00 Sinfonie, 64.00 Sinfonie, 65.00 Sinfonie, 66.00 Sinfonie, 67.00 Sinfonie, 68.00 Sinfonie, 69.00 Sinfonie, 70.00 Sinfonie, 71.00 Sinfonie, 72.00 Sinfonie, 73.00 Sinfonie, 74.00 Sinfonie, 75.00 Sinfonie, 76.00 Sinfonie, 77.00 Sinfonie, 78.00 Sinfonie, 79.00 Sinfonie, 80.00 Sinfonie, 81.00 Sinfonie, 82.00 Sinfonie, 83.00 Sinfonie, 84.00 Sinfonie, 85.00 Sinfonie, 86.00 Sinfonie, 87.00 Sinfonie, 88.00 Sinfonie, 89.00 Sinfonie, 90.00 Sinfonie, 91.00 Sinfonie, 92.00 Sinfonie, 93.00 Sinfonie, 94.00 Sinfonie, 95.00 Sinfonie, 96.00 Sinfonie, 97.00 Sinfonie, 98.00 Sinfonie, 99.00 Sinfonie, 100.00 Sinfonie.

Die Arbeiter riskieren das Leben, die Unternehmer nicht einmal ein paar Lohnstrafen! In der Semliner Munitionsfabrik „Explosia“ in der sich bekanntlich vor einigen Wochen eine Explosionskatastrophe ereignete, die mehrere Menschenleben forderte, ist ein Streik ausgebrochen. Die Arbeiter hatten nach der Katastrophe Gehaltsaufbesserungen verlangt, die Werksleitung hatte sie jedoch nicht zugestanden. Die Arbeiter verließen Mittwoch mittag die Fabrik und zogen in das benachbarte Pardubitz, wo sie eine Manifestationsversammlung auf dem Marktplatz abhielten. Die Vertreter der Arbeiterschaft haben sich an das Bezirksamt mit der Bitte um Vermittlung gewendet.

Fünfzehn Jahre nach dem Ausbruch des Weltkrieges wird in Prag gemeldet: „Mittwoch nacht fanden im Beisein von Ministerpräsident Udrzal nächtliche Flugübungen statt. Bei togheller elektrischer Beleuchtung des Gdablonz Flugplatzes wurden Notlandungen und Kriegsübungen durchgeführt. Auch Flüge über Prag wurden veranstaltet. Die Flugübungen dauerten von halb elf bis Mitternacht.“ — Natürlich geschieht das alles nur, um den Frieden zu schützen.

Trauriges Ende eines Kinderfestes. In Fargo im amerikanischen Staat Nord-Dakota brach während eines stark besuchten Kinderfestes in einer staatlichen Ausstellung ein Zuschauerstand zusammen, auf dem sich 1200 Personen befanden. 150 Personen wurden verletzt, davon 14 schwer.

Der internationale Opiumsmuggel. Das in San Francisco tagende Exekutiv-Komitee der chinesischen Kuomintang in Amerika verlangt in einer öffentlichen Erklärung die Auslieferung der Frau Hingkao, der Gattin des New Yorker Vizekonsuls, nach China. Frau Hingkao hatte in der letzten Woche in diplomatischem Gepäck größere Mengen von Opium einzuschmuggeln versucht. Das muß nach chinesischer Rechtsprechung mit dem Tode bestraft werden. Die New Yorker Behörden glauben mit der Aufdeckung dieses Schmuggels einem großen internationalen Opiumring auf die Spur gekommen zu sein.

Der deutsche Motorregler „Margaretha“ aus Baren an der Ems, mit einer Ladung Eisen von Dortmund nach Flensburg bestimmt, ist vergangen Nacht von dem ausgehenden englischen Dampfer „Smut“ auf der Rixhaderener Rheede ange-rannt worden und gesunken. Ein Matrose und ein Schiffsjunge des Motorreglers sind ertrunken, der englische Dampfer hat keine Reife fortgesetzt.

Ein schweres Automobilunglück ereignete sich bei Seggeland in Nordschleswig. Drei Automobile einer Kopenhagener Reisegesellschaft fuhrten in Richtung Rolding. Sie begegneten einem Lastwagen, der plötzlich, anscheinend ohne ein Zeichen gegeben zu haben, nach links in einen Seitenweg abbog. Dadurch prallte der zweite Touristenwagen mit dem Lastwagen zusammen und wurde gegen einen Baum geschleudert. Ein junges Mädchen und ein früherer Gastwirt, beide aus Kopenhagen, erlitten schwere Schädelbrüche, sowie Arm- und Beinbrüche. Sie wurden in das Kreiskrankenhaus nach Hadersleben gebracht und dürften kaum mit dem Leben davonkommen. Die übrigen Passagiere wurden leicht verletzt. Allem Anschein nach dürfte den Fahrer des Lastwagens die Schuld treffen.

Todesprung vom Rathausurm. Der Hofhaushof in Czernowitz war an einem der letzten Abende der Schaulplatz einer blutigen Tragödie. Ein Feuerwehrmann stürzte sich von der höchsten Spitze des Rathausurms herunter und blieb mit geschmetterten Gliedern liegen. Anfangs hielt man den Sturz für einen Unfall, es stellte sich aber bald heraus, daß Selbstmord vorliegt und daß das Motiv der Tat Not gewesen ist. Der Selbstmörder ist der 52jährige Feuerwehrmann George Fretchen. Er hatte eine Frau und sechs Kinder und dabei ein geringes Einkommen. So wird es erklärlich, daß der Unglückliche den Tod suchte, um der Not zu entgehen.

Die stabilisierte Humanität.

„... Diese Manöver sollen die außerordentliche Leistungsfähigkeit unserer Armee und ihrer Waffen erweisen. Ihre außerordentliche Bedeutung bezeugt die Tatsache, daß an ihnen, wie bereits beschlossen ist, die Chefs des französischen, des tschechischen und rumänischen Generalstabes teilnehmen werden; also die höchsten Vorkände der bewaffneten Mächte Frankreichs und der Kleinen Entente... Auf den Manövern werden alle Neuheiten, speziell der tschechisch-slowakischen Waffen und Kampfhilfsmittel erprobt werden, deren es nicht wenige gibt und die nicht ohne Bedeutung sind.“

Mittwoch nachmittags wurde durch die Sicherheitswache in der Nähe der Ziegelei Spirita in Rositz der 63jährige Arbeiter Antonin Huspauer aufgefunden, der entkräftet da lag. Nach Angabe von Zeugen lag der Greis schon ungefähr drei Tage ohne jede Nahrung bei der Ziegelei und klagte über Schmerzen am ganzen Körper. Da er unfähig war, zu gehen, wurde er durch die Rettungsstation in das allgemeine Krankenhaus eingeliefert, wo er in Pflege belassen wurde.“

Nachricht des „Neder“ vom selben Tage.

Der Durchschnittsmensch. Nicht weniger als rund 83.000 seiner Mitmenschen hatte der Psychologe der Columbia-Universität, Professor Garth Hollingworth, einer eingehenden Analyse unterzogen, bevor er seine erschienenen Aufzeichnungen über den Durchschnittsmenschen des 20. Jahrhunderts veröffentlichte. Der Durchschnitt des weisen Professors lebt 53 Jahre, wiegt 150 Pfund, erreicht eine Höhe von 163 Zentimeter und schläft ein ganzes Drittel seines Lebens durch. Sein Hirn wiegt 1300 Gramm, sein Puls schlägt 70, und er verfügt über einen Wortschatz von 7500 einfachen Begriffen. Er kennt wohl den Unterschied zwischen einem König und einem republikanischen Präsidenten, nicht aber den zwischen „Revolution“ und „Evolution“. Er spricht nur eine, seine Muttersprache, heiratet in frühem Alter, und hat 3-5 Kinder. Wenngleich seine Allgemeinbildung eine durchaus minimale sei, versteht er sich auf eine Spezialarbeit, und verdient jährlich 1000 Dollar.

Ein furchtbares Ehe drama spielte sich in der vergangenen Nacht in der Wohnung des Schlossers Landig in Hamburg ab. Die Polizeiwache wurde von der Tochter Landig in die Wohnung gerufen. Die Beamten fanden im Schlafzimmer die Leiche der Frau Landig am Boden liegend auf, die mit einem Taschenmesser erstochen worden war. Ein Stich in den Hals und ein Stich ins Herz hatten den Tod herbeigeführt. Der Ehemann wurde im Keller erhängt aufgefunden. Die Eheleute führten seit langem ein unglückliches Familienleben.

Tarife.

Kürzlich hat in einer amerikanischen Stadt ein Wettbewerb der Stenotypistinnen stattgefunden. Die Siegerin, Mildred Walker, erhielt 200 Dollar. Das ist sicherlich kein ganz unansehnlicher Betrag. Ein deutscher Bergarbeiter zum Beispiel muß, roh gerechnet, 800 Stunden in dunklen Schächten schwitzen, ehe er sich soviel Geld verdient hat, wie es diese Meisterin der Schreibmaschine sich in einer halben Stunde eroberte. Immerhin, sie vollbrachte eine Spitzenleistung in einer Disziplin, deren soziale Nützlichkeit nicht zu leugnen ist — und das Geld ist ihr zu gönnen. Wahrscheinlich wird Mildred Walker sehr glücklich über ihren Triumph und dessen materielle Folgen gewesen sein. Aber sie hat nur ein bedingtes Recht, sich als Glückselige zu betrachten: Einige Wochen nach der Schreibmaschinenschlacht wurde in Texas entschieden, daß Bessie Goldarbeiter, eine junge Oesterreicherin, die schönste Frau der Welt sei, und man honorierte sie für ihr bevorzugtes Gesicht und das zaubernde Lächeln, das sie einige Viertelstunden lang in Betrieb gesetzt hatte, mit tausend Dollar: Fünfhundert so hoch also wie die emsige Stenotypistin. Schönheit rangiert vor Arbeitskraft, und die Quote liegt 5 zu 1.

Indessen, auch Bessie Goldarbeiters Honorar will nicht viel bedeuten. Bierzehn Tage nach der Konkurrenz der schönen Geschlechter fand im Yankee-Stadion zu New-York eine Konkurrenz der kräftigen Fäuste statt. Max Schmeling besiegte Paolino und heimste dafür 60.000 Dollar ein, eine Summe, in der die Einnahmen von 60 Schönheitsköniginnen und 300 Schreibmaschinemeisterinnen enthalten sind, und die den Gegenwert von nicht weniger als 240.000 Schweißstunden tüchtiger Arbeitsmänner ausmacht. Faustgewalt kommt vor Schönheit, wie diese der Arbeitskraft den Rang abläuft.

Und doch ist auch Schmeling nur ein Stief-

kind des Dollars. Dem chinesischen General Feng sind von der Nationalregierung 3 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt worden und die Ueberreichung dieses Betrages war lediglich an die Bedingung geknüpft, daß Feng seinen Beruf an den Nagel hänge und den chinesischen Staub, den er genügend aufgewirbelt hatte, von seinen Füßen schüttelte. Ein General des Bürgerkrieges hört auf es zu sein, und er leistete seinem Volke damit

Wahre Geschichten von der Klapperschlange.

Eine der gefürchtetsten aller Giftschlangen ist die in Amerika vorkommende Klapperschlange aus der Familie der sogenannten Grubenottern, kennlich an einer tiefen Grube zwischen Nasenloch und Auge. Die Klapperschlangen haben am Schwanzende eine eigentümliche Klapper, — daher ihr Name —, die aus hohlen, losen, ineinander stekenden Hornkapseln gebildet ist und bei Bewegungen des Schwanzes ein rasendes Geräusch von sich gibt, ähnlich dem Rascheln getrockneter Erbsen in der Hülse. Sie wird bis zwei Meter lang. Die Südamerikanische Schauer-Klapperschlange ist nicht weniger gefährlich, wird aber von den Regern oft gezähmt. Die Klapperschlange spielt in den Geschichten der Goldgräber eine große Rolle. Nur die größte Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit kann Rettung bringen. Sehr oft wird um ein Belt ein Tau aus Pferdehaaren gelegt, da man der Meinung ist, daß die Schlangen nicht gern über diesen rauhen Strick hinwegkriechen, weil ihr Bauch sehr empfindlich ist. Wird in einer Gegend eine Klapperschlange ertötet, so ist meist anzunehmen, daß sich noch mehrere in der Nähe befinden; es ist also dann besondere Vorsicht am Platze.

Selbst die tote Klapperschlange ist noch nicht ungefährlich, wie der folgende Fall beweist. Ein Gelehrter experimentierte mit lebendigen Schlangen und ließ sich von den Eingeborenen wie auch den Goldgräbern lebende Exemplare fangen, was ganz leicht vonstatten ging, da er ein besonderes Gerät zum Schlangenfang konstruiert hatte, nämlich einen gabelstirnigen Stod, der über die dreieckigen Köpfe der Tiere gelegt wurde; alsdann wurde eine Schlinge angehängt, und das Tier war gefangen. Man mußte allerdings dann die größte Vorsicht beobachten, wenn man in seine Nähe kam. Einmal sollte eine fast 2 Meter lange Klapperschlange gefangen werden, doch machte sie einen so heftigen Eindruck und zappelte so wild, daß der Gelehrte sie nicht lebendig zu fangen wagte. Er zwangte sie in den gabelstirnigen Stod ein, bat einen seiner Begleiter, die Gabel zu halten und schnitt dann der Schlange mit seinem Rastmesser den Kopf ab, was als ein wirkliches Federnstück bezeichnet werden muß. Während sich der kopflose Schlangentail zu den Füßen der Männer wand, nahm der Gelehrte den Kopf zwischen die Finger und begann seinen Begleiter zu erklären, wie der Schlangentail wirkte. Er öffnete den Rachen mit einem Kaktusdorn und zeigte auf die Drüse, aus der das Gift gepriest wird. Im selben Augenblick schnappte der Schlangentail, als wäre er wirklich noch lebendig, und ein paar schwarze Tropfen sprühten auf die Erde. Glücklicherweise hatte der Biß niemanden getroffen. Zu erklären ist dieser Vorgang dadurch, daß die Schlangen wie gespannte Federn sind; selbst wenn sie schon tot sind, sind ihre Muskeln noch gespannt, man kann beobachten, daß eine Schlange, die keinen Kopf mehr hat, noch mehrere Meter weit kriecht. Auch die Muskeln dieses Schlangentails waren noch gespannt, und der Gelehrte mußte sie durch irgend eine Berührung in Tätigkeit gesetzt haben.

Von einem furchtbaren Erlebnis erzählt der

einen Dienst, der diesem Volke 50 amerikanische Boxenstationen wert ist. Auf Arbeitsstunden aber umgerechnet, müssen 12 Millionen Arbeiter eine Stunde lang ihren Schweiß hingeben, damit ein Uniformträger kein Blut mehr hingibt.

So hat jeder Stand seine Tarife, und von dem aus seinem Stande ausschließenden General läßt sich am wenigsten sagen, daß sein Tarif nicht für Volk und Land reichlich Zinsen trüge. Drago.

Zohn eines Goldgräbers, der mit seinem Vater das Bett teilte. Sie legten sich immer in den Kleidern schlafen, und eines Nachts wurde der Sohn von dem beklemmenden Gefühl gewedt, daß ein eisalter, schuppiger Körper an seiner Wade entlangkroche. Instinktiv lag er ganz still. Er wachte, was geschah war. Eine Klapperschlange war in das Hofenbein hineingetrochen, bewegte sich jetzt langsam kriechend nach oben. Er fühlte das Rischen an der Wade, am Knie, am Schenkel, — er hätte am liebsten laut aufgeschrien vor Angst, aber er biß die Zähne zusammen, denn er wachte, daß die geringste Bewegung den Tod bedeutete, da dann die Schlange, weil sie sich gereizt und gestört fühlte, sofort beißen würde. Jetzt war der Schlangenkopf schon an der Herzgrube, während die Schwanzringe noch am Knie raselten. Immer höher schob sich das Tier, aber auf der Brust zog es den Schwanz nach und ringelte sich ein.

Der junge Mann war in ratloser Verzweiflung. Hätte er nur den Vater wecken können, der neben ihm ruhig schlief! Aber er wagte keinen Finger, durchzweige einen Arm zu rühren. Da versuchte er, durch leises Flüstern den Vater zu wecken. „Vater!“ Aber der Vater rührte sich nicht. „Vater!“ Der Vater legte sich auf die andere Seite. „Vater, wach auf!“ „Sei doch still, Junge, schlaf nur, erwiderte der Vater halb im Schlaf. — „Vater!“ Der junge Mann merkt, daß die Schlange den Kopf hebt und wagt nicht weiter zu flüstern. Er zwingt sich, ganz langsam zu atmen. Er kann ja nichts tun. Er muß nur überlegen, ob es eine Rettung gibt. Endlich hat sich die Schlange wieder beruhigt.

„Vater!“ Da wachte der Vater auf, merkt, daß irgend etwas los ist. „Vater, Schlange im Bett“, flüsterte der Sohn. Im selben Augenblick sieht der Alte den mächtigen Klumpen auf der Brust des Sohnes. „Um Gottes willen, hat sie dich gebissen?“ — „Nein, schieße sie tot“, flüsterte der Sohn. Der Alte nahm den Revolver, läßt ihn sinken. „Ich kann nicht, Junge. Der Kopf liegt so tief, daß ich ihn nicht schießen kann, ohne dich zu treffen, und schieße ich auf den Körper, so beißt sie trotzdem.“

„Schieße“, fluchte der Sohn. Aber plötzlich schreit er laut auf. „Nein, warte noch!“ Die Schlange ist ärgerlich geworden über das Geflüster, sie hebt den Kopf, sie ziht vor Wut. Es ist ein feines Rasseln zu hören. Der Schlangenkopf unter dem Hemd hebt sich. Der Kopf der Schlange hat sich aufrichtet, — blitzschnell greift die Hand des jungen Mannes zu, umklammert den Hals, preßt ihn zusammen mit aller Macht. Der Schlangentail auf seiner Brust bäumt und ringelt sich. Würde es ihm gelingen, die sich mächtig wühlende Schlange festzuhalten? Der Vater greift zum Messer, jetzt schlägt er das Hemd auf, der Alte schneidet dem Untertier die Kehle durch, die Schlange entleert der Hand des Sohnes, kann durch Revolvergeschosse getötet werden.

Das sind furchtbare Gefahren der Wildnis, von denen wir uns kaum eine richtige Vorstellung zu machen vermögen. W. H.

Kleine Chronik.

Der Hund.

Von Robertus.

Eine Straße, grau und stinkend zwischen Zinsbäufern, führ. zur Fabrik. Rechts und links im Schmutz. Ausgetreten der Gehsteig.

Knapp vor sieben früh steht in der Straße der Milchwagen. Und davor gespannt ruht der müde Hund, wundgeschunden, hoffnungslos und hungrig.

Knapp vor sieben früh geht über die Straße die Arbeiter zur Fabrik, und sehr den Hund, wie er daliegt: müd und wundgeschunden, hoffnungslos und hungrig. Sie weichen aus, schauen weg, pfeifen durch die Zähne. Dies geschieht täglich.

Kein Leben ohne Bakterien. Die Bakterien gehören zu den größten Feinden der Menschheit. Sie sind es, die die tobringenden Infektionskrankheiten verursachen. Und doch ist wieder ein Leben ohne sie nicht möglich — wenigstens nicht für die höheren Tierarten. Dies wurde schon von Pasteur erkannt. Ducloux brachte Pflanzenkeimlinge in bakterienfreie Gartenerde. Sie starben unter Aufzehrung ihrer Reservestoffe nach 3 bis 25 Tagen ab, im Gegensatz zu den Kontrollpflanzen in bakterienhaltiger Gartenerde, die dort gut gediehen. Daraus ergibt sich, daß die Spaltpilze zum Aufbau der Pflanzen nötig sind. Versuche an Tieren sind, wie Formann in „Natur und Kultur“ ausführt, sehr schwierig, da man sie wegen der großen Bakterienmengen in der Luft nahe der Erde nicht leicht keimfrei machen kann. Schottelius gelang aber doch ein Verfahren, nachdem er frisch gelegte Hühnerreier durch Behandlung mit heißem Sublimat keimfrei machte, sie in einem Brutofen ausbrütete und von dort in einem Glasgefäß überführte. All dies geschah unter streng keimfreien Bedingungen. Auch ihre Nahrung wurde bakterienfrei gehalten. Die Küden waren durchaus frisch, sie entwickelten einen riesigen Hunger, aber das Futter schlug ihnen nicht an, im Gegenteil, nachdem sie innerhalb von zwei bis vier Wochen bis auf ein Drittel ihres Gewichtes abgemagert waren, gingen sie ein. Wurde dem Futter eine Spur von Darmbakterien aus dem Kot anderer Hühner zugesetzt, so erholten sich die Küden, selbst wenn sie dem Tode nahe waren, und entwickelten sich in normaler Weise. Ähnliches beobachtete man bei den Larven der Knoblauchfliege, so daß zunächst für diese Tiergruppen die Notwendigkeit der Bakterien für ihr Leben erwiesen erscheint. Für Versuche an Säugtieren sind die technischen Schwierigkeiten zu groß. Ganze Ordnungen und Familien der Insekten haben mit Bakterien und hefeartigen Sprosspilzen, die ihnen nützlich sind, innige Gemeinschaften abgeschlossen, und richten ihnen im Darm geradezu Wohnräume her. Sie gehen auch auf dem Blutweg an ihre Eier diese nützlichen Bakterien als Erbgut mit.

Bereitet die Arbeiterpresse.

absichtlich Kummer bereiten konnten. Er interessierte sich für ihre Familienverhältnisse und erfuhr, daß Walters Mutter gar nicht verheiratet sei und Walter selbst das Kind eines im Weltkrieg gefallenen Offiziers ist. Das Mädchen, mit kaum achtzehn Jahren schon Mutter, von den Verwandten verstößt, mußte für sich und das Kind den Lebensunterhalt verdienen. Von früh bis spät in die Nacht ratterte die Nähmaschine in der kleinen Dachstube, während Walter beim trüben Scheine einer Petroleumlampe seine Hausaufgaben schrieb. Das war das Leben dieses von Lehrern und Mitschülern so verachteten Jungen.

Eines Tages besuchte Herbert seinen Schüler in dessen Heim. Als er sich nach einem gemühtlichen Plauderständchen verabschiedete, versprach er wiederzukommen. Und er hielt auch sein Versprechen.

Für Walter begann nun die schönste Zeit seines Lebens. Er war glücklich, wenn der Tag kam, an dem sein Lehrer zu kommen pflegte, und auch Helene Frischkauf schmückte den kleinen Tisch mit ein paar frischen Blumen, die das large Abendbrot etwas festlicher gestalten sollten. Sie war froh, wenn Herbert kam, schon deshalb, weil sie dann Walter so recht glücklich wachte.

Und Herbert selbst fühlte sich in diesem kleinen Kreise wohl. Es plauderte sich so hübsch mit Helene, sie wachte einem den kleinsten Wunsch von den Augen abzulesen und der früher so einsame Mann ließ sich ger-3 vermöhen.

Aber nicht lange dauerte dieses Leben. Man erfuhr von den häufigen Besuchen des Lehrers und nun gelang es dem Direktor, den so freudensenden jüngeren Kollegen in eine andere Stadt versetzen zu lassen. Wie ein Pfeilschuh traf Walter diese Nachricht. Aber auch Helene sah da wie versteinert. Herbert, dem all das nicht entgangen war, schickte Walter für ein Weilchen weg. Als dieser nach ungefähr einer Stunde zurückkam, war Herbert schon fortgegangen. Helene aber sah beim Fenster und blickte vernonnen in die blaue Ferne und Walter erfuhr nun von ihr zu seiner größten Freude, daß seine Mutter und er mit dem Herrn Lehrer in die fremde Stadt ziehen würden.

Der neue Lehrer.

Von H. Mitschul.

„Der neue Lehrer, der neue Lehrer“, erscholl es in der dritten Klasse der Knaben Volksschule und selbst als der „neue Lehrer“ das Klassenzimmer betrat, hörte man noch ein Tuscheln und ein Flüstern, wie wenn etwas ganz Unerhörtes geschehen wäre. Und es war auch etwas ganz Außergewöhnliches geschehen. Ein neuer, noch ziemlich junger Lehrer war an die Schule versetzt worden, die als die beste der ganzen Stadt galt und die sowohl dem alten, wie auch dem neuen Adel vorbehalten zu sein schien. Es war dies ein stilles Uebereinkommen, ein ungeschriebenes Gesetz konnte man es vielleicht nennen, daß hier nur Grafens- und Baronsöhne zusammenkamen und wenn schon das hochfliegende Adelspräbikat fehlte, so mußte der Vater mindestens Bankier oder etwas Ähnliches sein. In dieser Schule sollte Herbert Rauch nun unterrichten.

„Seien Sie nicht zu streng mit Ihren Schülern“, hatte heute früh der Direktor zu ihm gesagt, „nur auf einen geben Sie Acht. Wie heißt er denn schnell? Ja, Walter Frischkauf heißt dieser Vengel. Ein schlechter Schüler, unbegabt, dabei ein Kaufbold, der stets seine Mitschüler zu dummen Streichen verleitet und sich dann selbst aus der Affäre ziehen will. Er paßt gar nicht in diese Umgebung, aber Sie wissen doch, Herr Kollege, wir sind eine öffentliche Schule, die Verwaltung ist rot und wir müssen keinen Schüler zurückweisen, wie früher einmal.“

So hatte heute früh der Direktor zu ihm gesprochen und der junge Lehrer hatte stumm zuhören müssen, wenn sich auch seine Hand in machlosem Zorne über diese Ungerechtigkeit zur Faust ballte.

Jetzt stand Herbert Rauch auf dem Podium. Dreißig Augenpaare musterten ihn vom Scheitel bis zur Sohle und schienen ihn durchbohren zu wollen. Das Tuscheln hörte nicht auf.

„Ruhe“, befahl Herbert. Alles verstummte. Die Knaben, an einen solchen Ton nicht gewöhnt, duckten sich.

„Sagt mir jetzt eure Namen“, fuhr Herbert fort und zog ein Notizbuch aus der Tasche, „und zwar handweise.“

In der ersten Bank erhob sich ein kleiner, dicker Junge.

„Paul von Gartenweg.“

„Also Paul Gartenweg“, wiederholte der Lehrer, „das Wörtchen „von“ gibt es jetzt nicht mehr.“

„Man nennt mich aber so“, stieß der Dicke trotzig hervor.

„Das geht mich nichts an“, sagte Herbert, ein etwas herberes Wort herunterschließend.

In der Klasse wurde es unruhig. Dem Lehrer stieg das Blut zu Kopfe. Mit so einer Klasse hatte er nicht gerechnet. Aber er beherrschte sich. Die Schüler standen der Reihe nach auf und nannten ihre Namen. Einer fügte sogar hinzu, daß sein Vater Bankdirektor sei. In der letzten Bank erhob sich ein blonder, mittelgroßer Junge.

„Walter Frischkauf.“ Kein „von“, keine Verunsicherung des Vaters, nichts war dabei, nur der bloße Name.

„Das ist also dieser Vengel“, dachte Herbert und fand, daß ein Kaufbold eigentlich anders aussah, als dieses schüchterne Kind.

„Frischkauf“, wiederholte er im Geiste, „ein hübscher Name das.“

Aber es war keine Zeit zum Nachdenken. Jetzt mußte gearbeitet werden. Und so begann Herbert. Es wurde gerechnet. Daß dieser Frischkauf gar nicht so unbegabt war, wie ihn der Direktor geschildert hatte, hatte Herbert bald herausgefunden. Oft meldete er sich, wenn niemand in der ganzen Klasse eine Antwort wachte. Aber was war das? Gerade wollte Walter die Hand heben, als sie ihm sein Lebenslanger herunterzog. Man wollte also nicht, daß er sage, was er wisse. So versucht war diese Klasse schon?

Endlich läutete es und die Schüler konnten nach Hause gehen.

„Frischkauf, du bleibst noch ein Weilchen hier,

ich muß mit dir etwas sprechen“, sagte Herbert, der den Jungen näher kennenlernen wollte.

Schadenfrohe Wlde trafen den blonden. Man freute sich, weil man für ihn eine Strafe erwartete. Der Lehrer stieg in der Achtung der Schüler, weil er den Fremdkörper sofort erkannt hatte. Man war zufrieden.

Die Knaben hatten die Klasse schon verlassen, nur Walter stand schüchtern und verängstigt beim Katheder und erwartete eine Strafe.

„Warum hast du dich heute so wenig gemeldet“, begann der Lehrer. „Du wachst doch etwas, wie ich heute gesehen habe.“

Verstodt schwieg das Kind.

„So gib mir doch eine Antwort, Walter. Ich will dich doch nicht bestrafen. Warum zog denn dein Lebenslanger deine Hand herunter, als du dich melden wolltest?“

Die blauen Kinderaugen füllten sich mit Tränen. „Sie wollen nicht, daß ich mehr weiß als sie“, stieß Walter mit geprehter Stimme hervor. „Sie hassen mich, alle — die — die —“

„Sprich es nur aus.“

„— die — Herren Lehrer auch.“

Jetzt war es heraus. Erschrocken schaute Walter den Lehrer an, dem er ein solches Wort zu sagen gewagt hatte. Aber nichts Böses zeigte sich in dessen Gesicht. Nur Mitleid blickte aus den gutmütigen Augen, die das Herz des Kindes im Sturmschritt eroberten. Es sagte Vertrauen zu dem neuen Lehrer, es fühlte ein heißes Dankbarkeitsgefühl in seinem Innern aufsteigen, sein Gesicht verklärte sich, weil es endlich in dieser ihm so verhassten Schule einen Freund gefunden hatte.

Walter wurde der Schulbesuch zum Vergnügen. Sein Lehrer kümmerte sich um ihn und schob ihn nicht zur Seite, wie es der frühere getan hatte. Auch Herbert wurde der Unterricht erträglicher. Er hatte jemanden, für den er vortrag, ein einziger unter den vielen blickte ihn nicht mit so haßerfüllten Augen an.

Als Walters Mutter sich einmal über ihr Kind erkundigen kam, konnte sein Lehrer die beste Auskunft geben. Herbert verstand nicht, wie die anderen dieser noch jungen, doch so abgehärmten Frau

Deffenturle.

Prager Anzeig am 11. Juli.

Table with 3 columns: Item, Price, and another Price. Includes items like '100 heftige Ausgaben', '100 Brosch.', etc.



Wichtig für alle Nürnbergfahrer!

Während des 2. Bundesfestes des Deutschen Arbeiter-Turn- und Sportbundes in Nürnberg vom 18. bis 21. Juli wird auf dem Festplatz im Nürnberger Stadion eine Postanstalt eingerichtet.

Turnspiele am Reichsarbeiterstag in Karlsbad. Die Turnspiele am Reichsarbeiterstag in Karlsbad werden zum größten Teile am 17. August, nachmittags durchgeführt.

Der Film.

Neue russische Filme.

Seit dem überwältigenden Erfolge des „Panzerkreuzer Potemkin“ sind Russlandfilme Mode geworden in der Filmindustrie.

Wenn man dann, nach dem „Ergebnis“ dieser Filme, einmal einen russischen Film sieht, der nicht in Hollywood, sondern in Rußland gedreht ist, merkt man den Unterschied — nicht nur den Unterschied zwischen einem guten und schlechten Film, sondern auch den Wesensunterschied zwischen einem Film des kapitalistischen Hollywood und des auf sozialistischen Bahnen wandelnden Rußland.

Da haben wir den Film: „Ein sibirischer Sturm.“ Die russische Revolution bricht aus, die Goldvorräte, die in den Goldbergwerken gewonnen wurden, müssen vor den revolutionären Massen gerettet werden.

Auch der zweite Film „Der Einundvierzigste“ spielt zur Zeit der Revolution. Eine kleine versprengte Gruppe von Anhängern der Revolution wehrt sich mit erstaunlicher Kühnheit gegen die Truppenmassen der Feinde durchzuschlagen und den Weg, den einzigen, der ihnen bleibt, den Weg durch die Wüste, zu finden.

Der Herausgeber: Dr. Ludw. Czech. Chefredakteur: Wilhelm Kiehnert. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Straub.

zweifelte lautere Bestimmung durch eine aufopfernde Tat bewirkt. Hier ist alles Geschehen ohne innere Notwendigkeit, alles ist mehr dem Zufalle überlassen.

Bereinsnachrichten.

Ordnungsgruppe Prag. Sonntag, den 14. Juli: Podermayer Leich. Zusammenkunft halb 8 Uhr, Endstation der Fünfschneider in Bysočan.

KINO-PROGRAMM

Wran Urania-Kino. Einziges deutsches Kino Prag. Geschlossen 12. bis 25. Juli.

LIDO BIO. Auf Befehl des Zaren mit LVA DE PUTTI. Der Erzherzog als Heiratsvermittler.

Wo verkehren wir? Café „Continental“, Prag, Graben.

Gastwirtschaft LIDOVÝ DŮM (Gen. Wilhelm Opatrný) Täglich Konzert. PRAG II., Hybernáka Nr. 7.

Bei der Stadtgemeinde Mies wird auf die Dauer von 3 Monaten ein versierter, bilanzfähiger

Buchhalter für die Rentamtskanzlei zur Aushilfe aufgenommen.

Bedingte Bewerber haben ihre ordentlich belegten Gesuche mit Gehaltsansprüchen sofort an das Bürgermeisteramt Mies einzulegen.

In der Künstlerklausur.

Von Alfred Brie.

(Schluß.)

„Ich kann doch nicht urteilen“, erwiderte Dr. Rother ausweichend, „sie nahm noch nicht an der Probe teil.“

Es erregte in der Künstlerklausur nicht geringes Aufsehen, als Lissy Perrini eines Abends zu später Stunde mit Dr. Rother erschien und an einem reiferbetreten Tisch Platz nahm.

harmlos, ihn bedauerte, wenn er blaß und übermäßig auf abgezählte Minuten bei ihr erschien. „Ich werde glücklich sein, Herrmann, wenn erst die Premiere mit all ihren Aufregungen vorüber ist.“

„In diesem Abend war Herrmann Rother schwermüher als sonst, als er Lissy Perrini traf. Sie wußte, daß er beabsichtigt hatte, seine Braut zu besuchen, und sie fragte ihn teilnahmsvoll: „Du hast natürlich wieder Ärger gehabt, Doktor, nicht wahr?“

führung voraussichtlich ohne Fräulein Perrini stattfinden würde, und daß eine Debutantin, deren Namen auch ihm geheim gehalten würde, die Rolle übernommen hätte.